

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 35.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. September 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

X. Band.

Amy Moss

oder

das Blockhaus am Scioto.

(Fortsetzung.)

20. Kapitel.

Nach Hause!

Plötzlich sprang Gusta auf, als hätte eine Schlange ihn gestochen, so überraschend, obgleich schöner, war die Erscheinung, welche ihn seinen Gedanken entriß.

„Gusta!“ sprach Amy's sanfte Stimme dicht an seiner Schulter.

„Miß Amy!“ war Alles, was er hervorzubringen vermochte.

„Ich kann nicht schlafen, Gusta, die Dunkelheit des Dretes, meine Sehnsucht nach Hause, regen mich fieberhaft auf und machen mich rubelos. Wenn ich Euch nicht höre, möchte ich eine Stunde mit Euch wachen; vielleicht kann ich nachher schlafen.“

„Miß Amy Moss weiß,“ erwiderte Gustaloga, „daß ihre Gegenwart das höchste Glück ist, das Gustaloga mit dem Adlerauge zu Theil werden kann.“

„Ihr überschätzt das Wenige, was ich für Euch gethan,“ sprach Amy mit zitternder Stimme.

„D nein!“ rief Gusta, „nein, Ihr selbst wißt nicht zur

Hälfte, was Ihr für mich gethan. Ihr nahmt mich auf als ein wildes, rohes Kind des Waldes, das die Weißen haßte und löbten und scalpiren für Pflicht hielt. Ihr habt mir gezeigt, daß das Alles eitel und böse ist.“

„Ich höre Euch gern so sprechen, Gusta,“ sagte Amy sanft.

„Und „wenig“ nennt Ihr, daß Ihr mich lesen gelehrt?“ fuhr Gusta fort.

„Noch nie lernte ein vierzehnjähriger Knabe so leicht lesen.“

„Ja, ich weiß. Es ist seltsam, damals lernte ich schnell. — Ihr belehrtet mich, ich las, und mein verwilderter Geist ward gesänftigt, — ich fuhr fort zu lernen und nach sieben Jahren (als Sie mich zuerst sahen, waren Sie noch ein Kind) war ich ein Mann von Erziehung.“

„Und doch bleibt Ihr immer noch Indianer!“ sprach Amy im Tone sanften Vorwurfs.

„Miß Amy Moss, Sie sind die Verlobte eines Mannes, eines weißen Mannes, und nicht oft werden Sie Worte hören, wie ich jetzt zu Ihnen sprechen will.“

„Sprecht nicht, Gusta,“ entgegnete rasch Amy und machte eine Bewegung, als wolle sie sich schleunig entfernen.

„Hören Sie, Miß Amy Moss! Warum haben Sie meine Wildheit gezähmt, warum die Freude an Blut und Raub von mir genommen? warum meine Augen der Schönheit des civilisirten Lebens geöffnet? Warum lehrten Sie mich Dinge und gaben mir Eigenschaften, die Ihnen wohlgefielen, und blieben doch immer kalt, finster und stolz gegen mich? Aber weil ich Sie immer liebte, Sie immer lieben werde . . .“

„D, Schweigt!“ bat Amy mit dem Ausdruck inniger Be- trübniß. „Ich kann solche Worte nicht hören!“

„Sie sagen, ich sei immer noch Indianer, Amy. — Be- denken Sie, wie Unrecht Sie mir thun mit dieser Behaup- tung. Ich liebe Sie — und Barton lebt.“

„Ihr habt Recht!“ sprach Amy mit einem Schauer — „er lebt! Guter Gustaloga, Ihr habt in der That viel gelernt.“

„Ja, ich habe viel gelernt!“ erwiderte Gusta bedeu- tungsvoll. „Ich habe sogar gelernt, daß Amy Moss, aus Gründen, die nur sie allein kennt, den Mann heirathen will, den sie haßt.“

„Woher wißt Ihr — Wie könnt Ihr behaupten? . . .“ fragte Amy stolz.

„Amy Moss, ich weiß, Sie hassen, Sie verabscheuen, Sie verachten Barton, und dennoch haben Sie gelobt, sein Weib zu werden; und ich liebe Sie, Amy, o, mehr als mein Leben!“

„Wozu diese Bemerkungen?“ rief Amy fast wild. „Ich muß Barton heirathen, und Ihr seid ein Indianer!“ „Sie werden James Barton nicht heirathen!“ rief Gusta mit einem nicht zu unterdrückenden Blick des Triumphs, „und ich bin kein Indianer, obgleich als Indianer erzogen.“

„Ich werde niemals James Barton heirathen?“ fragte Amy mit einem Ton, der sarkastisch und kalt klingen sollte, doch in Wahrheit froh und jubelnd klang.

„Niemals!“ antwortete Gustaloga. „Sie können ihn nicht heirathen!“

„Sprecht deutlicher!“

„Ich bin ein Weißer, Amy Moss,“ sprach Gusta freund-



Amy und Gustaloga in der Thalhütte. (Seite 269.)

lich, in der Wärme der Empfindung das Wort „Miß“ vergessend; früher schämte ich mich der weißen Farbe, weil ich doch noch nicht ganz als ein gebildeter Weißer mich zu berechnen verstand, und erhielt mir die Farbe eines Indianers künstlich. Jetzt freue ich mich, daß ich ein Weißer bin, und bleibe nur noch Indianer auf den Rath der Person, die mir Alles sagen wird.“

„Das klingt sehr geheimnißvoll, Mr. — Ich darf jetzt nicht mehr einfach Custaloga sagen, aber aussprechen muß ich mein Bedenken. Täuscht Ihr Euch auch nicht? Als Ihr zu uns kamt, wart Ihr ein ganzer Indianer.“

„Es scheint, als hätten meine Feinde gewünscht, ich solle einer bleiben. So viel ich bis jetzt aus Andeutungen erfahren, stand ich zwischen Jemand und einem großen Vermögen; so schaffte man mich aus dem Wege.“

„Wie!“ schrie Amy auf, Custa's Arm mit solcher Festigkeit fassend, daß es ihm Schmerz verursachte. „Sagt das noch einmal!“

„Ich stand zwischen Jemand und einem großen Vermögen,“ wiederholte Custa.

„Wenn das wahr ist — aber nein — es kann nicht sein — es ist unmöglich!“ — rief das junge Mädchen, dem Wahnsinn nah.

„Was meinen Sie?“ fragte Custa, erstaunt über Amy's Aufregung.

„Ich beginne die Wahrheit zu ahnen; aber ehe ich nicht die völlige Gewißheit habe, darf ich meinen Argwohn nicht aussprechen. Wartet, Custa, wartet, bis die Stunde gekommen, welche die Wahrheit ans Licht bringt, und ich schwöre — Custa, hört mich! Ich schwöre in dieser dunklen Stunde der Gefahr, wenn der Himmel mein Gebet erhört, wenn, was ich abne, wahr ist, so will ich Euer Weib sein!“

Mit diesen Worten sprang Amy zurück in ihr Gemach und sank auf ihr Lager nieder.

Als Custa sich umwandte, stand ein großer Indianer vor ihm, der so groß war die Finsterniß, ihn nicht zu sehen schien, bis Custa ihn berührte. Da erst stuzte der Krieger, sah scharf auf Custa, als wolle er sich von der Identität seiner Person mit einem hier Erwarteten überzeugen, und fragte dann, beruhigt: „Sind sie Alle drinnen?“ Custaloga sprang mit einem Satz hervor, schlug den Indianer, ehe er einen Laut von sich geben konnte, mit seinem Tomahawk nieder und tödtete ihn auf der Stelle ohne Erbarmen.

Dann stieg ein Hahnenschrei aus der Hütte auf, ein so natürliches, deutliches Krähen, daß manche Wirthin eines Pachtshofes sich dadurch hätte täuschen lassen. Weber von rechts nach links, noch von der Rückseite der Hütte schallte Antwort. Custa wiederholte den Hahnenschrei nun noch lauter und eilte dann hinter die Hütte, wo er Ezram Cook schlafend fand.

„Auf!“ rief er, ihn tüchtig am Arm schüttelnd, „die Indianer sind da!“

„Wie? Was? Wo?“ fragte der so unsanft Geweckte in Todesangst.

„Still! Wartet hier auf das Signal, und rührt Euch nicht von der Stelle!“ raunte Custa im Abgehen dem Krämer zu und slog wieder zurück zur Thür der Hütte.

Aufmerksam spähte er durch die Dunkelheit nach allen Richtungen und erblickte auch wirklich eine Reihe Indianer, die Einer nach dem Andern vorsichtig und leise auf die Hütte zuschritten.

Custaloga gab Feuer und that einen gellenden Schrei, der das Echo der Berge weckte, sprang dann in die Hütte, richtete die aus den Angeln gesunkene Thür so gut als möglich wieder auf, stemmte einen starken Balken dagegen, sie aufrecht zu erhalten, legte Art und Messer bereit, lud seine Flinte und bat Amy, sich ruhig zu verhalten und das Geschrei des Kindes zu stillen. Einem dreifachen Gewehrfeuer von verschiedenen Seiten folgten jetzt die Schüsse der Indianer, und Cook, Harrod und Harvey kamen eiligst unter das Dach der Hütte. Custaloga nahm seinen Posten an einer Spalte der Wand und beobachtete so gut als möglich den Stand der Dinge draußen.

Die Indianer waren so erstaunt über das von so vielen Seiten kommende Feuer, und erschrocken über die Menge der Vertheidiger des Ortes, daß sie sich zurückzogen, einen andern Angriffsplan zu erfinden, und unseren Flüchtlingen dadurch eine Weile Ruhe gönnten. Die Hütte lag in tiefer Dunkelheit, kein Schimmer von Licht war zu sehen. Harrod und Cook standen zu beiden Seiten der Thür, Flinte und Art bereit haltend, und Harvey schlich leise an Custaloga's Seite.

„Custa,“ flüsterte er, „die Sachen seh'n schlecht, wir müssen uns auf den Tod gefaßt machen.“

„Auch wenn's zum Tode geht,“ antwortete Custaloga fest und kalt, „müssen wir doch bis zum letzten Augenblick fechten. Für sie und für das Kind müssen wir kämpfen. Seht!“ fuhr er fort, zu Harrod und Cook gewendet, „da blickt bei dem Baumstumpf ist ein Schwarzer, der vor einer Minute noch nicht da war.“

Cook's und Harrod's Flinten knallten zu gleicher Zeit, die schwarze Gestalt fiel vorn über und aus dem Walde drang ein Kriegsgeschrei, so laut und vollstimmig, daß unsre Freunde darauf auf die große Lebermacht der Indianer schließen konnten. Einen Augenblick stand Custa sinnend still. Er schien tief nachzudenken, dann gab er plötzlich seinen Gefährten einen Wink und zog sich mit ihnen in eine Ecke zurück.

„Eine Jungfrau und ein Kind ist in der Hütte,“ begann er in leisem Flüsterton. „Hier Männer könnten sich hier wohl eine Weile halten, aber eine Kugel könnte die Tochter des Richter Moss tödten, und Custaloga dürfte und könnte nie sein Antlitz wieder sehen.“

„Was ist aber da zu thun?“ fragte Harvey eifrig.

„Das Uter zwar ist heil, doch das Wasser ist seicht. Die Jungfrau und das Kind müssen hinab gelassen werden zu dem Gelsensternpfuhl, während drei hier in der Hütte bleiben,“ gab Custa zur Antwort.

„Wie wollt Ihr das anstellen?“ fragte ungläubig Ezram Cook.

„Der Strick am Eimer ist fest; Custaloga hat ihn unter- such,“ sprach der Jüngling.

„Alle Wetter und Hagel, das ist gut,“ sprach vergnügt Ezram Cook. „Da rath ich, wir machen uns Alle auf einmal davon — ich bin zwar nicht gegen ein kleines Schwämmel so dann und wann; es bläst ein bißchen den Staub weg, aber

alle Tage in der Woche, das ist, zum Henker, ein bißchen zu viel für 'nen gefesteten Mann.“

Custaloga erwiederte nichts, sondern wendete sich dem Verschlag der Hütte zu, wo Amy mit dem Kinde lag, und wechselte mit ersterer einige Worte.

„Alles, was Ihr mir rathet, will ich thun!“ sagte Amy mit ruhiger Zuversicht.

Custaloga untersuchte jetzt mit Harvey den alten Stuhl, der in der Hütte zurückgeblieben, was wohl als Beweis gelten konnte, daß seit dem Tode der Besitzer kein Indianer die Stelle betreten. Der Stuhl ward fest befunden.

„Nun fort, schnell! Lassen wir das Nest den heidnischen Bluthunden.“

Es ging jedoch so schnell nicht, als der sicherheitsliebende Krämer glaubte. Ein Trupp Indianer war auf die Hütte angebrungen, und hielt, ungeschreckt von zwei Flintenschüssen, wenige Yards von der Thür eine Weile Stand.

Custa und Harvey standen des Angriffs gewärtig, die Schawnees flüchteten heulend heran und versuchten die Thür einzustoßen, doch ein so unablässiges Feuer aus den sich ablösenden vier Flinten empfangte, daß sie sich abermals genöthigt sahen, für den Augenblick der muthmaßlichen Lebermacht zu weichen, und sich zurückzogen hinter das die Lichtung begrenzen- de Gebüsch, von wo aus sie ein fortwährendes Feuer unterhielten.

Dieser scheinbare Rückzug bot indessen keine Gewähr fernerer Sicherheit, im Gegentheil drohte diese mit jeder Minute zu schwinden in dem Maße als die Dunkelheit sich minderte und der Himmel frei ward von den finstern Gewitterwolken.

Custa zeigte jetzt seinen Gefährten an, daß der Augenblick für ihr gefährliches Unternehmen gekommen sei, da, wenn sie länger zögerten, das Tageslicht ihre Schwäche dem Feinde verrathe.

Jeder schickte sich an, seine Aufgabe bei diesem gefährlichen Fluchtversuch zu erfüllen mit der den Waldbewohnern eignen Kaltblütigkeit und Entschlossenheit. Custa löste einige Balken von der Hinterwand der Hütte, trat dann hinaus und stand eine Weile mitten auf der schmalen Plattform hinter dem Häuschen. Er ließ das Seil, welches früher zum Aufziehen des Wassereimers gedient, nochmals prüfen durch seine Hand gleiten und befestigte es dann an den Stuhl mit Hilfe von Schlingen und Keilen, des Gewehrfeuers nicht achtend, das unaufhörlich aus den Flinten der Indianer knallte und leuchtete. Dann rief er Harvey an seine Seite und schritt zu dem wichtigeren Theil des Unternehmens.

Ein Balken, welcher die Rückwand der Hütte gestützt, ward in eine Vertiefung des Felsens eingelassen. Diese Vertiefung war ungefähr 6 Fuß lang und hatte sich gebildet durch eine Lage Erde, welche zwischen zwei Felsen hinabgefunten war; diese Felsen, obgleich durch diesen kleinen Erdwall natürlich gepalten, vereinigten sich wieder in der Nähe des Abhangs, so daß sie dem Pfahl genügenden Halt bieten konnten.

Amy und das Kind wurden nun herausgeführt, in den Stuhl placirt und so darin festgeschmürt, daß Amy durch Herausziehen der Keile die Schlingen selbst lösen konnte.

„Sobald Sie unten den Felsen berühren,“ flüsterte Custa leise und dringend Amy zu, „wenn Sie die Schlingen und treten Sie unter den Felsen. Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, thun Sie keinen Schritt vorwärts ohne Führer. Eine Yacht ist dort in der Nähe, wo das Wasser 20 Fuß tief.“

Harrod und Cook wurden nun berufen, die Enden des Seiles zu halten, während Custa und Harvey den Stuhl am Felsen hinabließen. Alles geschah in größter Ruhe, ja sogar das Kind war still aus bloßer Furcht vor den Indianern.

„Die Indianer kommen!“ schrie plötzlich Ezram Cook und ließ vor Schreck das Ende des Seils fahren, so daß durch die Erschütterung auch Harrod das Seil entriß. Custa faßte mit Gedankenschnelle das Seil, warf sich auf die Erde und suchte, die Füße gegen den Pfahl stemmend, mit aller Kraft seines Körpers den jähen Fall des Stuhls zu verhindern. Und doch, so schnell er Hilfe leistete, konnte er nicht hindern, daß der Stuhl zwei bis drei Fuß mit solch rasender Heftigkeit hinabglitt, daß Amy und das Kind sich eines Angschreies nicht zu erwehren vermochten.

Custa hörte jetzt, nach zwei oder drei Schüssen aus Indianerflinten, einen schauerlichen Chor stuchender, heulender, klagender Stimmen aus dem Innern der Hütte. Seine drei Freunde waren mit den Indianern handgemein. Doch, ohne zu wanken, ließ er allein den Stuhl langsam hinabgleiten, nicht ohne Beschwerde und Gefahr, denn die Last war, auch für seine geliebten Kräfte, sehr groß.

Nun hing der Strick lose herab; Amy war also mit dem Kinde unten angelangt und abgestiegen. Schnell wie der Blitz sprang er auf, befestigte das Seil, und slog zur Hütte zu der Deffnung in der Wand, die er selbst gemacht. Die vier Flinten, ihm und seinen Gefährten gehörig, standen dort im Innern der Hütte. Mit äußerster Gewandtheit zog er sie her- aus und lauschte dabei auf den wüthenden Kampfeslärm drin- nen. Doch nichts konnte er unterscheiden, als Stampfen, Brüllen, schwere Athemzüge und Geschrei, als gelte es einen Kampf auf Tod und Leben. An der Borderseite der Hütte unterschied er jedoch deutlich mehre Indianer, welche an- scheinend nicht einzutreten Willens waren, da die Hütte schon mehr als reichlich mit Streitern gefüllt, die in der Dunkelheit auf einander los hieben, ohne sich sehen zu können.

Mit gewaltiger Anstrengung hob Custa zwei Flinten empor, eine in jeder Hand, und gab Feuer. Kaum war der letzte Klang des Echo verhallt, so sah er, daß der Indianertrupp vor der Hütte verschwunden war. Gleichwohl feuerte er abermals zwei Flinten ab und ahnte dann mit klarer lauter Stimme den Ruf des nordamerikanischen Jägers nach, der seine Gefährten zusammen ruft.

Diese List täuschte die Indianer, und trieb sie aus Furcht vor der Nähe zahlreicher Feinde in die Flucht.

Während Custa seine Flinte lud, sah er Gestalten auf sich zukommen, und im Augenblick darauf standen seine drei Gefährten an seiner Seite, jeder seine Flinte ergreifend. Custa's List allein hatte Harvey aus den Klauen der Indianer gerettet, deren Lebermacht er länger nicht hätte widerstehen können, wenn sie ihre Beute nicht selbst vor Schrecken im Stich gelassen.

„Seht!“ sprach Custa, auf das Seil deutend, das er befestigte, „laßt Euch hinab!“

Harrod nickte, trat zum Pfahl, faßte das Seil mit den Händen, und ließ sich hinab. Cook folgte ihm nach und dann Harvey.

Custa stand jetzt allein auf der Plattform, von unten das Signal erwartend, welches auch, nach kurzer Frist, sich vernehmen ließ. Eben war er im Begriff das Seil zu fassen — seine Flinte hatte er Harvey mitgegeben — da sah er einen bewaffneten Indianer von der Rückseite der Hütte daherkommen. Dieser hatte sich, als die Schüsse fielen, platt auf die Erde geworfen und kam nun hervor, sich von dem Stand der Dinge genauer zu überzeugen. Er erblickte Custaloga, und hätte ohne Zweifel sich zurückgezogen; doch dieser, sein Geheimniß entdeckt glaubend, ließ dem Indianer entgegen, ihn zu besiegen, der Indianer sloh — doch nicht, ohne den Fluchtversuch des Pseudo-Wyandot bemerkt zu haben.

Rasch wie ein Gedanke slog Custa in die Hütte, rührte die Asche auf, holte einen glimmenden Brand heroor, schob ihn zwischen das Seil, wo es befestigt, machte einen leichten Einschnitt in dieses mit seiner Art, und schoß dann peitsch- schwind hinunter zur Verwunderung seiner Freunde, die ihm erschreckt zusahen.

Gerade zu rechter Zeit berührte sein Fuß den Boden, denn kaum war er unten, so fiel das Seil ihm nach. Ohne seinen erstaunten Gefährten ein Wort der Erklärung zu geben, sprach er:

„Schnell fort, die Indianer wissen um unsere Flucht. Harrod, nehmt Euer Kind, Miß Amy, geben Sie mir die Hand! Keiner spreche ein Wort.“

So schritt der Jüngling mit Amy voran, dicht am Felsen hin, auf dessen Gipfel man deutlich die Indianer sprechen hören konnte. Glücklicherweise gestattete der überhängende Felsen ihnen nicht, die Flüchtlinge zu sehen, welche nach einer Strecke von 100 Yards auf ein Zeichen Custaloga's Halt machten.

Der Fluß war hier breit und klar. Geschäftig plätscherten die Wellen vorüber, als müßten sie eilen sich in den tiefen Teich, den Gelsensternpfuhl zu stürzen. Die Senkung des Flußbettes dort bildete nicht eigentlich einen Wasserfall, war jedoch bedeutend genug, den Lauf der Wellen zu beschleunigen.

Das jenseitige Ufer war flach und mit Bäumen bekrönt, deren Gestalten sich scharf gegen den immer heller werdenden Horizont abzeichneten.

„Hinüber!“ raunte Custa seinen Freunden zu — „wann in Sicherheit, gebt Feuer!“

Alle gehorchten, mit so großer Schnelligkeit das leichte Flußbett durcheilend, daß die Wellen schäumend emporbrausen. Ein lautes Gebeul der Indianer sagte ihnen jetzt, daß sie entdeckt seien, und gerade über der Stelle, wo unten Custaloga noch am Ufer stand, hielten sie Rath, wie sie die Flüchtlinge verfolgen könnten.

Gewehre trachten, Kugeln pfliffen, gerade in dem Augenblick, da auch Custa, mit der ohnmächtigen Amy auf dem Arm, das jenseitige Ufer erreichte. Er legte die theure Last an eine sichere Stelle des Ufers und sank leblos zu ihren Füßen. Seine erschrockenen Gefährten umringten ihn augenblicklich und entdeckten, daß er an der Schulter verwundet sei. Doch dieser Wunde war nicht allein der Zustand äußerer Schwäche zuzuschreiben, vielmehr rührte sie von den großen Anstrengungen her, die er bestanden, von den wechselnden Empfindungen des Schreckens, der Freude, der Angst um das Mädchen, das von ihm Befreiung und Rettung hoffte.

„Wo bin ich?“ fragte Amy sich erbebend, und bemerkte nun erst den leblosen Körper des jungen Wyandot. „Ist er todt? Nein, nein, es ist nicht möglich!“ rief sie mit Thnen wahren Schmerzes, wies die Andern weg, kniete neben ihm nieder, hob sein Haupt sanft in die Höhe, legte es auf ihr Knie, und jetzt athmete der Jüngling hoch auf und öffnete die Augen.

Sein Blick ruhte mit Verwunderung und Freude, mit Dankbarkeit und inniger Ergebenheit auf Amy, und die seltsame Ueberraschung trieb das Blut ihm auf die Wangen. Auch Amy erröthete, indem sie der verzweifeltsten Ausrufungen dachte, welche ihr Custa's vermeintlicher Tod entlockt. Sie war ihm behülflich sich aufzurichten, und ging dann rasch zu dem Kinde, um ihre Aufregung und Mühsung zu verbergen, was ihr um so besser gelang, da der weinende Knabe ihrer beruhigenden Zusprache wirklich bedurfte.

Wenige Minuten reichten hin, Custa's Kräfte wieder herzustellen, seine Wunden zu verbinden und ihn so thätig zu machen wie immer.

„Wir müssen aufbrechen,“ sagte er schnell, „die hungrigen Wölfe sind auf unserer Spur! Sie dürsten nach unserm Blute!“

„Hätten wir nur Pferde,“ sprach Harvey, „so ging's schon; aber nach meiner Ansicht ist es für Miß Moss durch- aus unmöglich, ohne Raft die Heimath zu erreichen.“

„Fort müssen wir!“ sprach Custa fest; „wir müssen sie tragen, aber wir dürfen nicht länger weilen.“ Und mit diesen Worten ging er dem Zuge voran, die Hand des jungen Mädchens ergreifend, welches sogleich aufstand und ihm ohne eine Gegenbemerkung folgte.

Custa's Absicht war, eine Stelle des Scioto zu erreichen, wo er am Ufer ein kleines Canot verborgen hatte, und zwar, noch ehe der heller werdende Tag ihnen alle Hoffnung auf glückliches Entkommen abschchnitt. Im Hinterhalt zu bleiben war unmöglich mit der Rotte blutgieriger Indianer auf den Fersen.

Zuerst im Leben fühlte Custaloga das Nahen der Verzweiflung; er starrte angstvoll nach jedem Gebüsch und lauschte so angestrengt, als vermüthe er in jedem Augenblick das Heulen der Feinde zu hören.

Gleichwohl gelang es ihnen, einige Zeit ohne Unterbrechung ihren Weg fortzusetzen, doch als der erste helle Tages- schein auf die erschöpften Gesichter unserer Freunde schien, gab Custa das Zeichen zu rasten. Ein Blick auf Amy hatte ihn zu diesem Entschluß gebracht. Schon seit längerer Zeit schleppte sie sich mehr fort, als sie ging, und der junge Wyandot selbst fühlte sich zum Umfallen ermattet.

An jenseits des Stromes, inmitten einer schönen Baum- gruppe lagerte sich die kleine Reisegesellschaft, nachdem sie durch einen Trunk frischen Wassers sich erquickt. Amy war so müde, daß sie, nachdem sie kaum aufs Gras sich hingestreckt, fest ein- schlief. Das Kind und die Männer folgten ihrem Beispiele,

sie saßen ihre Flinten und schliefen ein, mit einem Ohr an der Erde liegend, um auch das leiseste Geräusch zu erfassen.

„Doch nichts führte ihre Ruhe, und in der That waren Alle, Amy ausgenommen, schon wieder wach, als Gusta mit leisem Ton das Geräusch eines Raben nachahmte.“

Harvey, der gerade im Strem fischte, warf sich flach auf die Erde, während Cook und Harrod die Hähne ihrer Flinten spannten, zwischen den Zähnen Verwünschungen murmelnd. Das Rabengeräusch ließ sich zum zweiten Mal vernehmen, und jetzt krech Harvey auf Händen und Füßen zu seinem Freunde hin.

„Was giebt's, Gusta?“ fragte er besorgt, indem sein Blick mit innigem Interesse auf Amy's schlummernder Gestalt ruhte.

„Die Indianer sind da!“ antwortete Gusta im Leisen, fast gebrochenen Ton der Verzweiflung, die natürliche Folge seiner Schwäche und Erschöpfung.

„Dann Gusta,“ sprach Harvey traurig, „muß Amy fliehen mit Gram Cook und dem Kinde, und wir Drei müssen hier sterben, um sie zu retten — nur indem wir die Indianer hier durch ein Gefecht aufhalten, ist Amy's Rettung möglich.“

„Brüder, Du hast Recht,“ sprach Gusta, des Malers Hand ergreifend.

Das Herz des Künstlers klopfte hoch bei diesen Worten. Es war ihm so seltsam schön und wohlthuend, sich „Brüder“ genannt zu hören, daß er eine Weile an nichts Anderes denken konnte. Ja später sogar, als sein Gefühl eine Erklärung fand, dachte er mit freudigem Staunen an diesen Moment zurück.

Gustaloga ahnte nichts von den Empfindungen, die seine Worte in des Freundes Brust erregt, ging zu Amy, weckte sie sanft und sagte ihr, sie möge mit Gram Cook immer vorangehen, während sie nach hier weilen wollten, um die Richtung zu erspähen, woher der Feind kommen könne. Gusta sprach diese Aufforderung so arglos, daß Amy kein Bedenken trug ihr Folge zu leisten, während der Krämer sich nur ungern dazu verstand, seine Freunde zu verlassen.

„Geht durch die Teufelsöhle!“ sprach Gusta dringend. „Wartet eine Viertelstunde; kommen wir nicht, so flieht auf dem kürzesten besten Wege nach dem Moos.“ Gram Cook nickte zustimmend mit dem Kopfe, der Wichtigkeit seines Auftrags sich wohl bewußt, und mit ergriffen von dem Opfermuth und der Ergebenheit seiner Gefährten, denn auch Harvey und Harrod schienen wie Gustaloga von einem Gedanken erfüllt, in einem Zweck ganz aufgegangen zu sein.

Raum war Amy mit dem Kinde und Gram Cook verschwunden, als die Indianer unfern sich sehen ließen. Es waren ungefähr 10 an der Zahl, und schritten einer hinter dem andern am jenseitigen Ufer hin. Aus ihren Worten und Gebarden jedoch ließ sich abnehmen, daß mindestens eben so viel an der von den Flüchtlingen besetzten Seite des Flusses seien, ein Rückzug war also unmöglich.

„Gebt mir Euer Pulverhorn,“ sprach Gusta zu Harvey leise, als ein Indianer ihm auf Schußweite nahe kam.

„s ist keine Ladung mehr darin,“ erwiderte der Künstler traurig. „Unser Spiel ist verloren.“

„Laßt uns die Flinten verbergen,“ entgegnete rasch der Wyandot, „und uns freiwillig ergeben.“

Harvey und Harrod nickten als Zeichen der Zustimmung, denn ohne eine Flintenladung war auch die Flucht nutzlos. Möglicherweise konnten sie durch freiwilliges Nachgeben ihr Leben retten; jedenfalls aber gewannen sie Zeit.

Gustaloga trat hinaus auf die Lichtung, gefolgt von Harrod und Harvey, und winkte den Indianern mit der Hand, als Zeichen, daß er Beendigung der Feindseligkeiten wünsche. Mit gellendem Freudengeschrei, das in den Lüften wiederhallte, sprangen die Shawnees durch das seichte Flußbett und nahmen die drei Freunde gefangen. Die Indianer waren in wilder Aufregung, denn sie hatten Viele ihrer Genossen verloren — um so größer war jetzt ihre frohe Ueberraschung bei dem unerwartet leichten Siege.

Ihr Freudengeschrei wollte nicht enden, besonders da sie bemerkten, daß der Todfeind ihres Stammes, welcher den Mord seines Weibes hundertfältig zu rächen sich vorgenommen, unter ihren Gefangenen sich befand. Diese glückliche Entdeckung verdrängte eine Weile alle anderen Gedanken aus den Köpfen der Wilden. Endlich hielten sie eine kurze Berathung, nach deren Schluß die unglücklichen jungen Männer vernahmen, daß, um allen möglichen unglücklichen Fällen vorzubeugen und ihre drei Feinde sicher zu vernichten, ihr Tod beschlossen sei. Sie sollten durch Feuer sterben.

Drei junge Bäume wurden rasch aller ihrer Zweige durch die Art beraubt, und an diese Stämme unverzüglich die Gefangenen gebunden. Dann ward ein großer Haufen Holz und Reisig rings umher aufgerichtet und Alles zum Anzünden vorbereitet. Den Indianern schien die Zeit kostbar, denn sie ersparten diesmal ihren Opfern die mannigfachen Martern, durch welche sie dieselben sonst zum Tode vorzubereiten pflegen.

Dennoch konnten sie nicht unterlassen, sie geistig zu soltern mit allen Schmähungen, Drohungen und harten Worten, welche rohe Naturen nur erfinden können zur Demüthigung ihrer tapfern Feinde. Die vierzig jetzt versammelten Krieger glichen in der That, wie sie so brüllend und höhrend den Holzstoß umtanzten, eben so vielen Dämonen.

„Leb wohl, Brüder!“ sprach Harvey ernst, „im Himmel finden wir uns wieder!“

„Das gebe Gott!“ erwiderte Gusta. „Wir sterben, doch Amy ist gerettet!“

Harrod warf beiden einen freundlichen Blick zu, und einen voll des tödtlichsten Hasses seinen Feinden. In diesem Augenblicke schien aus dem Walde eine Gestalt aufzutreten, die sich bald als die Amy's zu erkennen gab. In einem Moment war sie mitten unter den Wilden, riß aus dem Holzstoß die flammenden Brände und warf sie zur Erde, daß die Funken umherstoben, ehe die erstauten Indianer hindernd einschreiten konnten.

Gustaloga stieß einen Angstschrei aus und sandte Gram Cook, der soeben mit dem Kinde an der Hand aus dem Gebüsch trat, einen Blick bitteren Vorwurfs zu.

Die Indianer schauten unentschlossen, mit abergläubischer Furcht auf Amy, die sie in sichern Gewahrsam bei ihren Weibern und Kindern zurückgelassen zu haben meinten.

„Gende!“ rief Amy, mit stolzer Würde der ganzen Rotte entgegentretend. — „Sie schonten Eurer Weiber und

Kinder, die in ihrer Macht standen, sie krümmten Keinem ein Haar, selbst der Mann that es nicht, dem Ihr Weib und Kind gemordet, und Ihr wollt sie morden?“

„Krieg,“ entgegnete der Häuptling mit ritterlicher Höflichkeit, „ist nicht Sache der Weiber. Mag meine Schwester auf unsere Seite treten, sie ist willkommen. Es ist ein Wigwam für sie bereit in Schillicothe.“

„Wißt Ihr was? Minamah!“ rief Gram Cook dem Indianer zu. „Ihr seid mir noch ein gut Stück Geld schuldig für Branntwein, wenn Ihr aber meine drei Freunde loslaßt, streich ich Euch von der Tafel und schide Euch noch ein Paar Fäßchen Whiskey dazu mit nächster Gelegenheit.“

„Cook ist Krämer, nicht Krieger!“ sprach stolz der Häuptling. „Meine jungen Männer werden das Feuer wieder anzünden.“

„Gende! Ungeheuer!“ schrie Amy laut auf, „Das werdet Ihr nicht thun, das dürft Ihr nicht thun! Ihr müßt mich hören. Die Männer sind meine Freunde, meine Brüder; laßt sie frei, laßt mich gehen! — Habt Erbarmen mit uns, sonst werdet auch Ihr vergebens um Erbarmen flehn!“

In diesem Augenblicke erschallte ein lautes Hurrah, wie es nur brittischen Kehlen entweichen kann, ganz in der Nähe, Fußtritte wurden hörbar, und eine volltönende Flintensalve verkündete Rettung in dem Augenblicke, da Amy erschöpft auf den Holzstoß niederfiel. Die erschrockenen Indianer flohen unter das schützende Obdach des Waldes, und hervor traten Charles, Will Harrod und zahlreiche Mannschaft vom Moos, nebst Corney Ragg, unter ihnen bekannt als der ehrenwerthe Groom Tobias.

Der Befangenen Fesseln lösten, sie mit Munition versehen, war das Augenblicke, denn keine Zeit war zu verlieren. Der Feinde waren doppelt stark an Zahl, und die Weissen ihnen nur an Gewandtheit und Hülfsmitteln überlegen.

Sie hielten Amy, am Holzstoß ihrer zu warten, und eilten in den Wald den Rothhäuten nach, selbst Corney nicht ausgenommen, der ganz überglücklich war, daß er den „rothhäutigen Teufeln“ eins auf den Pelz brennen konnte.

Amy sank auf ihre Knie und betete. — Nichts sonst blieb ihr, dem schwachen Mädchen, zu thun übrig, doch das Gebet der Guten und Anschuldigen ist Gott angenehm und steigt als ein willkommenes Opfer gen Himmel.

Der Kampf ward mit Erbitterung und Verzweiflung geführt. Die Weissen, fühne Bürger der jungen Republik, brannten, alle von den Indianern verübten Gräueltathen zu rächen, welche mit unaussprechlichen Zügen in der Erinnerung des Volkes verzeichnet sind, und die Indianer, geschwächt, entmuthigt und entpflichtet, setzten mit dem kalten Muth der Verzweiflung. Endlich mußten sie weichen, und weit verfolgt die Weissen sie mit ihrem Gewehrfeuer.

Schon begann Amy, da die Flintenschüsse ferner schallten, ihrer Einsamkeit sich ängstlich bewußt zu werden, als es in den Büschen rauschte und ein junger stüchtiger Indianer, gänzlich unbewaffnet, über die Lichtung eilte.

„Steh, Spitzbube!“ schrie eine heisere Stimme hinter ihm her, und Corney Ragg kam zum Vorschein, pustend und ächzend von dem raschen Lauf. Er hatte nämlich einen verwundeten Indianer aufgeschauert und nöthigte ihn, in der Flucht die Rettung seines Lebens zu suchen.

„Schone ihn!“ sprach Amy, Ragg entgegentretend, „er ist unbewaffnet und hilflos.“

Der Indianer stand eine Weile still, legte die Hand auf sein Herz, und ehe der tapfere Lumpenhändler sich von seiner Ueberraschung erholt, war der Flüchtling im Walde verschwunden.

Ein lautes Hurrah verkündete das Nahen der Sieger. Nun ward eine Tragbahre gemacht, Amy und das Kind hinaufgehoben, und der Zug, eine genügende Escorte bildend, setzte sich in Bewegung, das schwererrungene Kleinod der Heimath zuzuführen. Gustaloga schritt stolz, wenigleich körperlich müde, neben der Tragbahre her, mit Charles Moos gegenständig die Erlebnisse austauschend. Der stille Jäger, sobald er sein Kind in Sicherheit sah, entfernte sich aus dem Kreise der Freunde und ging der Spur der fliehenden Indianer nach, Gusta durch Zeichen versprechend, am nächsten Tage sich in dem Blockhause einzufinden.

21. Kapitel.

Die Schlange. — Geheimnisse und deren Enthüllung.

Indessen befanden Richter Moos und seine Tochter Jane sich in dem Zustande quälendster Ungewissheit, und ihr Kummer war so selbstschädlicher Art, daß sie kaum Theilnahme übrig hatten für das gemeinsame Leiden Aller, die unter der Wildheit und Blutgier der Indianer litten.

Eines Morgens saßen Vater und Tochter neben einander auf einer Bank im Garten, durchdrungen von unaussprechlich traurigen Empfindungen.

„D, warum habe ich mich in den Wäldern angesiedelt!“ sprach nach langem Schweigen der Richter. — „Ich trage die Schuld alles Unglücks. In den Städten wäre ich doch mit meinen Kindern sicher gewesen.“

„Lieber Vater,“ tröstete Jane, „Du thust Dir Unrecht! Du hast keinen Grund Dich selbst zu tadeln. Komme was da will, so wird kein Mensch Dir das Zeugniß verweigern können, daß Du stets ein redlicher, gütiger Vater gewesen!“

„Es ist schön, ein Kind so reden zu hören,“ erwiderte gerührt der Richter, „um so schöner, als wenigstens den Gefühlen meines Herzens nach zu urtheilen, Wahrheit in Deiner Behauptung liegt. Kind, liebes Kind, weißt Du auch, daß Du jetzt vielleicht mein einziges bist?“

„Vater,“ sprach Jane mit weihellichem Ausdruck, „Du hast uns gelehrt, in allen Lagen des Lebens unsern Kummer Ihm anheim zu stellen, der Trost für die Betrübteten bereit hat. Er wird uns nicht verlassen.“

„Ein Wille geschehe!“ sprach leise der Richter und ließ sein Haupt sinken.

„Gord!“ rief Jane aufspringend. „Ich höre Pferde herangaloppiren.“

„Gott gebe, daß . . .“

„Jetzt sind sie ganz nah, da sind sie schon am Ufer!“ fuhr Jane fort mit der Aufregung froher Erwartung, und

flügte nach eine Weile merklich enttäuscht hinzu: „Der Squire und ein Fremder.“

„Vielleicht bringen sie Nachricht,“ bemerkte der Richter, sich erhebend und den Ankommenden entgegen gehend.

Das Boot war indessen schon am jenseitigen Ufer, da die Neger ebenfalls die Fremden gesehen, und so ward denn der Squire mit seinem Begleiter schleunig über den Fluß gefloht, während die Pferde hinterher schwammen.

Der Richter bewillkommnete den Squire und grüßte höflich den Fremden, welchen Barton als einen Reisenden aus England einführte, der, trotz des unruhigen Zustandes der Gegend, aus Waidmanns- und Natur-Interessen die Wälder durchstreife. Der Fremde, ein Mann von vornehmen Manieren und elegantem Aeußern, nannte sich Mr. Gregg, hieß aber mit seinem wahren Namen Charles Carstone. Er besand sich auf dem Wege nach dem Froschloch, als er dem Squire begegnete; müde und erschöpft, wie er war, nahm er dessen Vorschlag, mit ihm zum Diner im Blockhause einzutreten, sehr gern an.

„Bringen Sie Nachrichten?“ fragte nach Beendigung der Vorstellungsceremonie Richter Moos den Squire; „Nachrichten, die das gequälte Herz eines geängstigten Vaters aufzurichten können?“

„Richter,“ antwortete Barton, welcher heut ungewöhnlich bleich und hager aussah, „ich bringe Nachrichten, und nicht schlechte Nachrichten. Amy ist in Sicherheit. Die Indianer verlangen nichts als ein bedeutendes Lösegeld, und das habe ich zu zahlen versprochen. Tecumseh behält sie nur noch als Geißel. — Ich glaube die verfluchte Rothhaut liebt sie; aber doch konnte die ganze Rotte der Versuchung nicht widerstehen, in die ich sie führte durch Geschenke an Whiskey, Tabak, Tüchern, Messern, Glasperlen und dergleichen.“

„Der Himmel lohne es Euch, Barton,“ sprach der Richter, „doch glaube ich, Gustaloga versucht sie ohne Lösegeld zu befreien. Charles ist ausgezogen ihm beizustehen.“

„Eine Thorheit kann alles verderben,“ erwiderte Barton, der in der That glaubte, Amy Moos könne nicht anders ins Blockhaus zurückkehren, als durch ihn und als sein Weib; „die Indianer sind höchst aufgebracht über mehre von Harrod verübte Morde.“

„Morde? Squire?“ rief der Richter — „schonten die Indianer sein Weib und Kind?“

„Ich table Harrod nicht — denn ich für meinen Theil klammere mich nicht darum, wie bald die ganze Indianerbrut ausgevotet wird; sondern meine Meinung ist nur, daß, wenn Gewaltthaten geschehen, während ich meinen Plan ausführe, das ganze Vorhaben scheitern kann.“

„Kommen Sie mit mir ins Haus,“ sprach der Richter, „dort können Sie mir das Nähere über das Lösegeld mittheilen. Auf welche Art soll es den Indianern zugestellt werden?“

„Der notorische Schurke und Dieb, der Simon Girty, hat die Sache in die Hand genommen,“ antwortete Barton. „Er verlangt nichts als den zehnten Theil der Summe, der Schutz — dafür will er die Sache arrangiren.“

In diesem Augenblicke erschallte ein Freudenschrei, ein Siegesgeschrei vom Rande des diesseitigen Waldes; der Richter und Jane eilten Hand in Hand hinaus, Barton ward noch bleicher, und alle Bewohner des Blockhauses stürzten dem Thore zu, das sich weit öffnete, um den Hoffnungsberauschten Ausgang zu gewähren, deren Erwartung sich hier aufs Herrlichste bestätigte. An der Spitze des Zuges auf einem Tragesessel saß Amy mit dem Kinde, ihr zur Seite gingen Gusta, Harvey und Charles, die Arme in die Höhe hebend als Zeichen des Sieges. Der ganze Zug bot nichts dar, was eine böse Ahnung oder Furcht erregen konnte.

In der nächsten Minute war Amy von dem Tragesessel hinabgestiegen und ihrer Schwester entgegengerannt. Ueberwältigt von Freude und Rührung lagen die Schwestern einander in den Armen, während der beglückte Vater, zwischen Gustaloga und Harvey stehend, Weiden die Hände schüttelte mit einer Wärme, als wären sie seine eignen Kinder und nicht der Eine ein armer Wyandot und der Andre ein Künstler, der weder Eltern, noch Heimath, noch Herkunft kannte.

„Ihr habt Wort gehalten,“ sprach er mit feierlichem Ernst, „Wort gehalten als brave junge Männer, und Richter Moos ist Euch dafür ewig in dankbarer Freundschaft ergeben. Begehrt, was Ihr wollt, ich gebe es Euch. Nichts was in meiner Macht steht zu geben, werde ich Euch verweigern.“

Die beiden Jünglinge beantworteten diese Aufforderung nicht durch Worte, doch ihre Blicke gaben Zeugniß von ihrem Stolz und ihrer Zufriedenheit.

„Vater,“ sprach Amy, die bisher ihre schluchzende Schwester zu besänftigen gesucht, „denke nur nicht, ich habe Dich vergessen; aber das kleine thörichte Ding ist ja so außer sich, daß ich sie nicht verlassen kann. Dank unsern braven Freunden, sind wir ja nun wieder zu Hause und abermals glücklich bei einander.“

Mit diesen Worten entwand sie sich Jane's heftiger Umarmung und ging zu ihrem Vater.

„Je nun, Kind, die Strapazen haben Dir nicht allzuviel geschadet,“ sprach der Richter. „Ein wenig magrer und bleicher bist Du geworden, aber das wird sich, so Gott will, bald wieder ausgleichen. Komm, mein Kind!“ Und mit leichtem stolzen Schritt ging der Richter, Amy's Arm in dem seinen, zurück ins Blockhaus unter dem Jubel der Mannschaft; der Vergnügteste von Allen war Cornelius Ragg, welcher so gleich sich in die Küche führen ließ, seinen innern Menschen zu stärken nach den Anstrengungen dieses glücklichen Felzugs und sich vorzubereiten für einen neuen, der ihm sehr im Sinne lag.

Die ganze Gesellschaft — der Richter, Gustaloga, Harvey, Gram Cook, Charles Moos, der Squire und dessen Begleiter Sir Charles, welcher sich im Hintergrund gehalten, seit er Ragg's martrte Züge unter der Mannschaft entdeckte — die ganze Gesellschaft versammelte sich im Frühstückszimmer, wo auch Amy, die zum großen Vortheil ihrer Erscheinung die Kleider gewechselt, mit Jane sich befand. Das müde Kind war sogleich zu Bett gebracht worden.

Seit langer, langer Zeit war keine so heitere Gruppe um den gastfreien Tisch versammelt gewesen. Der Richter saß zwischen seinen Töchtern, denen nach beiden Seiten sich Gustaloga und Harvey angeschlossen, ein Arrangement, welches auf des Squires Gesicht eine Bornezwohle hervorrief. Er bezwang sich indessen und wünschte Amy zu ihrer Befreiung

Stück mit einer Wärme, die in seinen Worten eine tiefere Bedeutung errathen ließ.

Amy schauerte unwillkürlich zusammen. „Jetzt, Richter,“ fuhr er mit gezwungenem Lachen fort, „werde ich Sie mahnen, Ihr in Bezug auf Amy mir gegebenes Versprechen zu erfüllen.“

„Noch nicht, noch nicht,“ rief Mr. Moss hastig. „Nein, Squire, wir alle wissen, daß Sie unserer lieben Amy Verlobter sind — es ist kein Geheimniß, und ich werde mit der Erfüllung meines Versprechens nicht anstehen, aber jetzt, nach so langer, banger Trennung kann ich mein Kind nicht sogleich von mir lassen.“

„Ich meine ja nicht morgen, Richter,“ entgegnete der Squire, „aber bald. Gernem Sie sich — ich habe volle drei Jahre gewartet!“

„Das haben Sie, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß die Hochzeit nicht mehr lange hinausgeschoben werden soll. Aber sage selbst, Amy, willst Du Deinen alten Vater denn gleich auf der Stelle verlassen?“

Amy lehnte sich an ihres Vaters Schulter, ihr Antlitz zu verbergen. Doch es war kein mädchenhaftes Erröthen, kein warmer Blick, den sie zu verbergen wünschte in jungfräulicher Scheu als Zeichen einer schüchternen Liebe. Custaloga sah ihren Blick — er sprach Abscheu aus.

„Amy hat den Tag — morgen über vierzehn Tage zu unserer Vermählung bestimmt,“ sprach Barton mit scharfer Betonung.

„Hatest Du das, Amy?“ fragte der Richter mit angstvoll bewegter Stimme.

„Ich that es,“ erwiderte Amy fest, doch kalt, indem sie ihr Haupt von des Vaters Schulter erhob.

Pflichtlich erklang eine Stimme — eine Stimme, deren festamer Ausdruck fast alle Anwesenden befremdete, so verschieden war sie von ihrem sonstigen Ton.

„Richter Moss,“ sprach Custaloga mit würdigem Ernst, auf einmal jedes Merkmal indianischer Erziehung abstreifend; „Sie äußerten vorher, daß Harvey und ich nie um Etwas vergebens bitten sollten.“

Die Antwort blieb eine Weile aus.

„Hörten Sie meine Frage, Richter?“ sprach Custaloga, welcher den Grund des Schweigens falsch deutete.

„Ich hörte sie, mein Sohn; aber in Deiner Stimme lag etwas, das mich überraschte und nachdenkend machte. Es war eine Stimme, die ich früher oft gehört, die Stimme eines Jugendfreundes. Aber, das kann nicht sein, er ist längst todt, und hat keine Angehörigen hinterlassen. — Sei gewiß, Custaloga, ich denke meines Versprechens!“

„Dann, Richter, so wahr Ihr Wort im Angesicht des Himmels gegeben ist, beschwöre ich Sie, nicht zu gestatten, daß Ihre Tochter vor Ablauf der nächsten fünf Wochen mit jenem Manne vermählt werde.“

„Warum?“ fragte der Richter mit unverhehltem Erstaunen.

„Richter,“ antwortete Custaloga mit einer Bestimmtheit, welche auf prophetisches Wissen begründet schien, „weil ich dann im Stande zu sein hoffe, die Hand Ihrer Tochter Amy Moss für mich zu erbitten, die Hand Amy's, die ich liebe mit ganzem Herzen und aus voller Seele.“

„Gusta!“ rief Amy mit flammenden Augen, „Ihr verzeiht Euch!“

„Mein Freund,“ antwortete betrübt der Richter, „Du weißt, das kann nicht sein.“

„Wenn Sie fünf Wochen warten, so wird es sein, weil nach dieser Zeit Amy Moss sich weigern wird James Barton zu heirathen, wie sie sich weigern würde, mit Simon Girty sich zu verbinden!“

„Schurke, was soll das heißen?“ fuhr Squire Barton auf, „welche Veränderung können diese fünf Wochen bringen?“

„Was diese fünf Wochen bringen werden, weiß ich nicht,“ sprach Gusta sehr ernst, „aber so viel weiß ich und habe ich erfahren von einer Person, auf die ich mich verlassen kann, daß diese Zeit eine bedeutende Umwandlung bringen wird. Ich habe geschworen, Nichts zu entdecken, doch ist mir erlaubt zu sagen,“ fuhr er mit langem, durchdringenden Blick auf Barton fort — „obgleich ich den Sinn nicht verstehe, daß am nächsten 27sten Juni Reginald Morton 21 Jahr alt ist!“

„Du lägst!“ brüllte Barton, Gusta an der Kehle packend. „Du lägst, Teufel in Menschengestalt; Reginald Morton ist todt!“

Custaloga, ohne den tiefen Eindruck seiner Worte auf alle Anwesenden zu gewahren, stieß den Squire zurück, der mit sprühenden Augen und flammendem Gesicht an die Wand gelehnt eine Weile stehen blieb.

Einige Minuten lang sah er Custaloga schweigend an, gleichsam wie zum Geständniß seiner Niederlage.

„Ich bin bereit, mein Gelübniß zu erfüllen,“ sprach Amy, und Barton, sich mit einem Blick voll Dank, Ehrfurcht und Ergebenheit zu ihr wendend, antwortete:

„O, Miß Amy, mein ganzes Leben wird nicht hinreichen, meine Schuld an Sie zu zahlen. Ich weiß, Ihr Versprechen war ein heiliges!“

„Und ein heiliges Versprechen, James Barton,“ erwiderte Amy, „muß stets gehalten werden.“

„Ja, es muß gehalten werden!“ rief der Richter, sehr erfreut über Amy's, wie er glaubte, zufällige Bemerkung.

„Ich habe aber auch Custaloga ein Versprechen gegeben, und auch dieses soll erfüllt werden. Amy Moss darf nicht in solcher Ueberleistung vermählt werden, und fünf Wochen sind kein zu langer Aufschub.“

Hier erhob sich der Squire plötzlich und ging in sein Zimmer. Man hörte, wie er den Negern draußen befahl, bei Tagesanbruch ihn zu rufen und sein Pferd zu satteln. Dann schlug er die Thür seines Zimmers heftig hinter sich zu und ließ sich nicht mehr sehen.

„Custaloga,“ sprach der Richter, sobald Barton das Gemach verlassen, „bist Du auch sicher, das Alles beweisen zu können?“

„Ich zweifle so wenig daran, als ich leider an Miß Amy's Gleichgültigkeit gegen mich zweifeln kann,“ sprach mit teiltem Ernst der Pseudo-Wyandot.

„Ich bin Squire Barton's verlobte Braut,“ bemerkte Amy mit bewegter Stimme.

„Sie werden ihn nie heirathen,“ behauptete Gusta.

„Wenn Ihr bis zum 27sten Juni mich von meinem Gelübde, das mich an Barton fesselt, entbindet, von einem Gelübde, das ich aus eigenem Willen nicht brechen kann,“ sprach Amy, die Augen in großer Verwirrung niedererschlagend, „so will ich Reginald Morton's Weib werden, wenn er es wünscht.“

„Reginald Morton's!“ fuhr Gusta wild auf; „warum Reginald Morton's?“

„Das werde ich Euch am 27sten Juni sagen,“ hauchte Amy kaum hörbar.

„Custaloga,“ begann der Richter aufs Neue, während alle Anwesenden mit gespanntem Interesse dem Gespräch folgten. „Du hast meine Frage nicht beantwortet.“

„Eine Person, welche mir dankbar ist, weil ich einmal zufällig Gelegenheit hatte, sie vor der brutalen Heftigkeit jenes Menschen zu schützen, jagte mir vor kurzer Zeit, daß sie mir am 27sten Juni Dinge von ihm sagen wolle, die für ihn auf immer die Aussicht vernichteten, Amy Moss's Gatte zu werden. Sie sagte weiter, das Recht müsse siegen und Reginald Morton in Besitz seines väterlichen Erbes kommen.“

„Wenn Reginald Morton noch lebt,“ erklärte der Richter mit dem Tone inniger Ueberzeugung, „so bist Du der Mann. Deine Indianer-Sprache täuschte mich, doch jetzt erkenne ich Dich an der Stimme, es ist die Stimme Deines gemordeten Vaters.“

„Ich — Reginald Morton?“ rief Gusta.

„Und jetzt — wäre nur nicht die dunkle Farbe, wollte ich schwören, Du sähest meinem Freunde ähnlich.“

„Meine dunkle Farbe ist falsch,“ entgegnete Gusta. „Ich habe mich stets weiß gefant, doch meine frühere Indianer-erziehung hatte zur Folge, daß ich mich meiner wahren Farbe schämte. So benutzte ich die Farbe, die eine alte Indianerin mir gab.“

„Geh, wasche sie ab,“ sprach dringend der Richter, „schnell, damit ich mich überzeuge.“

Custaloga, von den staunenden, theilnahmvollem Blicken Aller geleitet, ging hinaus. Er blieb nicht lange abwesend, und kam zurück als amerikanischer Gentleman.

„Meinem alten Freunde Morton ähnlich wie einem Zwillingenbruder!“ rief der Richter hoch beglückt.

Amy Moss war so überwältigt von ihren Empfindungen, daß sie mit Jane sich zurückzog, Ermattung vorschüßend. Der Richter umarmte sie mit einer Herzlichkeit und Zärtlichkeit, welche von seiner innigen Freude Zeugniß ablegte.

Allen reichte sie die Hände, doch als sie Gusta noch einmal für seine Freundschaft dankte, als er ihre Hand in seiner hielt, durchdrang ein Schauer seligen Glückes sein tiefstes Herz.

Der fremde Gast benutzte den Augenblick, ebenfalls aufzustehen, und empfahl sich, nachdem er bestimmte Weisung erhalten über den fernern Weg zum Froschloch, und zugleich von Seiten des Krämers eine Warnung, dort wohl auf der Hut zu sein, da der Wirth ein ausgemachter Schurke.

„Ich bin nur deshalb mit heiler Haut davongekommen,“ erläuterte Gzram Cook, weil das freugrabe Mädchen, die Kate Regis, mir davon half. — Ralph Regis wollte mir den Hals abschneiden. Schlechter Spaß das, man hat doch nur einen.“

Der Fremde dankte dem Krämer mit etwas höhnischem Lächeln für seine Warnung und verließ das Blockhaus.

In der nun folgenden interessanten Unterhaltung der Zurückbleibenden wurden die Licht- und Schattenseiten im Charakter des Squire mit großem Eifer in Erwägung gezogen.

„Es lag in des Weibes Ton, die mir jene Mittheilung machte, etwas, das mich in der Hoffnung, die Sie, Richter, mir erregten, bestärken könnte,“ sprach Custaloga nachdenkend.

„Sagte sie nichts von dem andern Kinde?“ fragte Dick Harvey mit vollkommenem Ausdruck der Stimme und Thränen in den Augen.

„Warum fragen Sie?“ sagte der Hausherr.

„Weil auch ich eine Waive bin und meine Eltern nie kannte,“ rief der junge Mann und begann seine Geschichte zu erzählen, welche wir in kurzer Wiederholung hier folgen lassen.

Mrs. Girty lebte in einer kleinen Hütte in der Nähe von Boston. Das erste Wesen, dessen Richard sich erinnern konnte, war die Person eines Advocaten, Namens Barton, welcher seine Mutter, wie er sie nannte, mit Geld versorgte.

Dieser Advocat, der für einen guten Mann galt, kam manchmal in die Hütte und hielt der Mrs. Girty lange Predigten über Richard's Erziehung, die dem Knaben sehr ermüdend vorkamen, und sprach sehr ernsthaft mit ihr über das schlechte Verhalten ihres Mannes, Simon Girty, der bloß deshalb noch nicht gehangen sei, weil er sich noch nicht habe fangen lassen.

Mrs. Girty behauptete dann stets, ihr Mann könne so schlecht gar nicht sein, denn er schide von Zeit zu Zeit Geld und Nahrungsmittel für sie und den armen Knaben.

Dieser Knabe,“ pflegte dann der Advocat zu sagen, „zeigt gerade gegen ihn. In keiner guten Absicht hat er ihn hierher gebracht. Er ist nicht sein Kind, wessen Kind ist er also?“

„Ich weiß es nicht, bei meiner Seele,“ behauptete das Weib. „Simon wollt' es mir nie sagen. Er sprach nur, ich möchte ihn gut versorgen und pflegen, er könnte uns einmal Glück bringen.“

„Abscheuliche Schurkerei!“ schrie dann Barton mit Donnerstimme. „Aber pflegt und erzieht ihn nur gut, die Zeit wird Alles enthüllen.“

Nach solchen Ausrufungen entfernte sich der Advocat in der Regel schleunig.

Als Harvey zehn Jahr alt war, zeigte er einen unüberwindlichen Hang zu einem wandernden Leben. Er konnte Tage lang mit seinem Stizzenbuch in der Gegend umherstreifen, Thiere, Häuser und Bäume zu zeichnen. Kam er dann nach Hause, so studirte er fleißig, doch bald trat sein Zeichner-talent so unverkennbar hervor, daß der Advocat ihn in dieser Kunst vornehmlich unterrichten ließ.

Mit 15 Jahren hatte er solche Fortschritte gemacht, daß seine Arbeiten das Staunen und die Bewunderung der Leute erregten, und er als Lehrer sehr begehrt ward. Seine Neigung zum Wanderleben ließ ihn jedoch diese günstige Gelegenheit zum Erwerb verabsäumen, und sobald er sich eine Platte verschaffen konnte, streifte er in den Wäldern umher,

um seine Studien in unmittelbarer Nähe der Natur fortzusetzen. Auf diesen Ausflügen war er ins Moss gekommen, der Zeichenlehrer der beiden Mädchen und der Freund Custaloga's geworden. Von Zeit zu Zeit, wenn Gelegenheit sich darbot, schrieb er noch an den Advokaten, und erhielt auch zuweilen Briefe von ihm.

„Die Vorsehung wacht über uns,“ sprach der Richter mit feierlichem Ernst, „zu rechter Zeit wird sie Alles ans Licht bringen. Ich glaube, auch Ihre Vermuthungen sind begründet. — Wündigere Erben für meines Freundes Besitzthum würde ich nicht suchen noch finden.“

„Und ich würde keine bessern Brüder verlangen,“ bemerkte Charles, Weider Hände ergreifend.

Harvey erröthete, Custaloga lächelte, der Richter stutzte. „Wie?“ rief er, „noch ein Feind meines Friedens? Soll ich denn meine beiden Mädchen verlieren?“

„Wenn es Gott gefällt,“ antwortete Gusta, „und Alles erfüllt sich wie wir wünschen und hoffen, so sollen Sie keine von beiden verlieren.“

Harvey blickte in großer Verwirrung vor sich nieder. „Ist's wahr, daß Sie meine Tochter lieben?“ fragte mit fast finstern Blick der Richter.

„Ja,“ erwiderte Dick schüchtern.

„Und weiß sie es?“

„Ich glaube nicht,“ fuhr der Maler bewegt fort — „ich habe nie zu ihr davon gesprochen.“

„So muß die Sache bald besprochen werden. — Doch jetzt ist es spät. — Laßt uns zu Bett gehen.“

Alle erhoben sich, und nachdem die Thore, die Passaden, das Blockhaus nochmals revidirt worden, begab man sich zur Ruhe, nur eine Schildwache als Hüter aufstellend.

Bei Tagesanbruch hörte man James Barton den Negern Befehl ertheilen, rasch sein Pferd zu satteln, dann ließ er sich mit dem Boot ans jenseitige Ufer bringen und ritt im Galopp auf Scowball zu.

Eine Stunde später hallte das Blockhaus wieder von dem Jammergehrschrei der Dienerrinnen Amy's und Jane's. Hebe war gegen Morgen in das Zimmer der jungen Damen gegangen, um zu fragen ob sie etwas bedürften, und hatte die Betten unberührt und ihre Herrinnen nicht gefunden. Abends spät noch hatte sie ihnen Thee auf ihr Zimmer gebracht, doch sich geräuschlos wieder entfernt, da die Mädchen auf dem Canapee sitzend beim Plaudern eingeschlafen waren, ohne sich entkleiden zu haben. Um ihren Schlummer nicht zu stören, hatte Hebe nur leise einen Shawl über Beide gebreitet, und sie sorglos verlassen.

Die Wuth und Verzweiflung unsrer Freunde kannte keine Grenzen. Custaloga und Harvey konnten ihren Schmerz, ihren Grimm kaum zähmen und stürzten in den Wald hinaus nach verschiedenen Richtungen. Auch Charles folgte ihnen, den jetzt doppelt beraubten Vater völlig niedergebemetert zurücklassend.

Ein zahlreicher Trupp ward bald darauf vom Moss ausgesandt, den Wald zu durchspüren, zum großen Verdruß Corney Ragg's, der gern gleich nach dem Froschloch aufgebrochen wäre, um so mehr, da ihm ein Argwohn durch den Kopf slog bezüglich des Fremden, der vorgeblich von England herüber gekommen, die nordamerikanischen Wälder kennen zu lernen. Sein Entschluß war indeß bald ge-
faßt.

(Fortsetzung folgt.)

Keine „Pagen“ mehr.

Unsere Leserinnen werden hoffentlich nicht befürchten, daß diese Zeilen ihnen den Untergang der von den Damen stets besonders protegirten Classe anzuzeigen bestimmt sind, der Pagen, die in Romanzen und Liedern eine so bedeutenden Rolle spielten, und welche noch heute als außerlesene Diener der Fürstinnen sich im Abglanz ihrer früheren Herrlichkeit spiegeln.

Nein, so sehr auch der Stand der Pagen in unserer Zeit von dem ihn früher umgebenden Zauber der Romantik eingebüßt, so existirt er doch noch, und wird, wir hoffen es von der Pietät des Zeitgeistes, noch lange existiren, ja vielleicht sogar zu seiner früheren Bedeutung zurückkehren, wenn die Fürsten, die Maler und Dichter wollen.

Hier handelt es sich um das harmlose, allbekannte Werkzeug, welches durch entfernte Verwandschaft mit dem Stande der Edelknaben „Page“ genannt ward; da Paenen Königinnen die Schleppe trugen, so nannten wir Nicht-Königinnen das Instrument, welches uns den entsprechenden Dienst leistete „Page“, es mochte nun ein einfacher Lederriemen, ein feinerer von Saffian mit Elastik, oder eine zierliche Klammer sein, die das Kleid mit metallner Hand aufnahm und vor der gefährlichen Berührung der Feuchtigkeit und des Staubes schützte.

Seit die Mode lange Kleider vorschreibt, sind die „Pagen“ eine Nothwendigkeit geworden, und sie waren auch zweckentsprechend, so lange die steifen Stahl- und Fischbein-Jüpons ihnen ihr Amt nicht zu sehr erschwerten, und eine „aufgeschürzte Dame“ zu einer fabelhaft ungraziösen Erscheinung machten.

Die ledernen Gürtel zum Aufschürzen der Kleider, „Pagen“ genannt, haben also das Ziel ihrer Wirksamkeit erreicht, verdrängt von den Reifsen der Jüpons.

Keiner Sklaverei fügen wir uns, wie die Erfahrung durch Jahrhunderte gelehrt, williger, als der Sklaverei der Modetheorien, wir bieten unsere Gestalt ruhig den Fesseln modischer Corsets, steigen in den Käfig der Jüpons und können eben nichts Besseres thun, als über uns selbst lachen, und gelegentlich uns nach unschädlichen Mitteln umsehen, welche uns die Bürde moderner Toilette etwas erleichtern, sie uns tragen helfen.

Wohl uns, ein Etwas ist gefunden, das uns in Wahrheit die Last unseres jüponirten Selbst tragen hilft, das die umfangreiche Schale unseres kleinen Ich, unsere Robe, grazios in die Höhe nimmt, wenn der Schmutz des Trottoirs, oder der Staub des Weges deren Sauberkeit Gefahr drohen. Und

was das Schönste, unsere Mühe dabei ist nicht nennenswerth; man hat nur nöthig, an einer Schnur zu ziehen, diese Schnur leicht zu befestigen, und der Ballon des Rockes erhält sich so weit als nöthig über der Region des Staubes; ein Nachlassen der Schnur — und er sinkt wieder zu statlicher Länge hinab.

Wir dürfen der Mode nicht zürnen, da sie für die Leiden, die sie uns bereitet, über kurz oder lang doch eine Abhilfe erfindet; so mögen ihr denn auch lange Kleider und Stahlröcke verziehen sein, da sie uns den porte-jupe „Pompadour“ gegeben.

Der porte-jupe „Pompadour“, natürlich eine pariser Erfindung, bietet den herrlichsten Ersatz für alle jetzt dienstunfähigen „Bagen“, denn er übt sein Amt mit einer Grazie, die auch die scrupulösesten unseres Geschlechts mit dem Wagniß versöhnen wird, auf der Straße durch gelegentliches mächtiges Aufnehmen des Kleides dieses vor Staub und Schmutz zu sichern.

Der Mechanismus dieser wahrhaft wohlthätigen Toiletten-erfindung ist sehr einfach, und durch mächtig geschickte Hände leicht nachzubilden.

Der porte-jupe besteht nämlich aus einem unter dem Kleide zu tragenden Gürtel, von welchem nach verschiedenen Richtungen Schnüre ausgehen, die, an Knöpfe im Innern des Kleides befestigt, mittelst einer Schnur gezogen werden und das Kleid auf natürliche und anmuthige Weise rings herum heben.

Die zum Emporziehen bestimmte Schnur ist vorn an der Taille verborgen, und vermöge kleiner daran befestigter Glöckchen leicht zu fassen.

Soll der Rock längere Zeit gehoben bleiben, so wird die Schnur an ein Häkchen befestigt, und erst nachgelassen, wenn die Beschaffenheit des Weges der Robe keine Gefahr mehr bringt.

Nicht minder nützlich, als auf feuchter Straße, ist dieser Kleiderhalter auch beim Besteigen der Treppen, u., für reisende Damen, beim Besteigen der Berge, kurz, dieser porte-jupe ist ein „événement“, dessen uns zu freuen wir wirklich Ursache haben.

Obgleich wir natürlicherweise bei allen unsern Abonnentinnen den größtmöglichen Scharfsinn voraussetzen, und folglich annehmen, daß Viele nach der kurzen hier gegebenen Beschreibung den Kleiderhalter selbst anfertigen können, so wollen wir doch, unserm Princip getreu, nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern nächstens eine Abbildung und genaue Anweisung zum Gebrauch des porte-jupe geben.

Wäre die Aufgabe, einen Gegenstand dieser Art durch Abbildung deutlich und anschaulich zu machen, für Zeichner und Kxlographen nicht einigermaßen schwierig, so würde diesen Zeiten schon das Bild erklärend zur Seite stehen. Jedemfalls aber können wir unsern Leserinnen versprechen, daß der Bazar sie in den Stand setzen werde, sich noch vor Beginn der nassen Herbsttage mit einem „Pompadour“ zu versehen.

Es ist zwar durchaus kein Grund vorhanden, weshalb wir diese neuen Schleppenträger nicht „Bagen“ nennen sollten, da ihre Bestimmung dieselbe ist, wie die der Saffiangürtel, die diesen Namen trugen. Doch die Erfinder haben ihnen den Namen: Pompadours gegeben, und es wäre ein Eingriff in die Vaterrechte, hier ändernd einschreiten zu wollen. Der Franzose hat stets mit besonderer Vorliebe seinen Toiletten-ichöpfungen den Namen der berühmtesten Geliebten Ludwigs XV. gegeben, vielleicht, um ihr Andenken durch das zu feiern, worin sie wirklich groß war, durch den Lurus. Wir wollen mit unsern überheurnischen Nachbarn nicht rechten eines Namens wegen, sondern mit denselben Ruhe, mit der unsere

Großmütter ihren „Pompadour“ ergriffen, um Taschentuch und Strickzeug hineinzu thun, von unserm „Pompadour“ gehütet über Staub und Schmutz dieser Erde einerschreiten, ohne einen Flecken davon zu tragen.

Vive le Pompadour!

M. G.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Elegante Haus-toilette. Robe von grünem Taffet mit doppeltem Rock. Der obere Rock ist à bandes garnirt durch à la vieille getollte Rüschen vom Stoff des Kleides, welche unten die Breite von 10 Centimeter haben und durch zwei Seidenquasten verziert sind.

Die glatte hohe Taille ohne Schnebbe ist nur unten von Taffet, oben vom Ausschnitt an von Tüll, welcher eine Unterlage von weißem dichten Stoff, Taffet oder Battist, erhält und mit schmalen grünen Sammetband in Carreaumuster besetzt ist. Das Taffetleibchen hat kein Schulterstück, sondern

à la vieille besetzt, die Tüllbasquine selbst dagegen nur einfach gesäumt. Das glatte, vorn zugeknöpfte Leibchen ist tragbandartig mit einer Rüsche von lila Taffet verziert, welche, auf den Schultern breit, nach unten zu schmaler werdend, hinten und vorn bis zum Taillenschluß hinabreicht und hier wie dort in langen Enden herabhängt. Diese Rüsche, aus geschnittenem Taffet, nicht aus Band verfertigt, ist nur an einer Seite, gleich einer Berthe, an die Taille festgebefestigt und an den Mändern umgeschlagen. Die glatten Glockenärmel der seidenen Basquine haben, wie der Rock derselben, einen Rüschenbesatz, die darüberfallenden Aermel von Tüll nur einen Saum.

Weite Ballonunterärmel von Tüll.

Hut von lila Taffet, mit punktirtem Tüll überzogen und garnirt mit lila Seidenband, Spitzen, Blonden und Veilchen.

Eine alte Jungfer.

Es war im Jahre 1840 auf einem großen Balle in Paris beim Grafen de la Rochière, als zwei junge Männer

in blasierter Verachtung des Tanzes durch die Säleschleuderten, zum bessern Zeitvertreib die Seltsamkeiten der Gäste mustern und mit leiser Stimme sich ihre satyrischen Bemerkungen mittheilend.

Die Gesellschaft aller Städte wimmelt in unsern Tagen von diesen Personen, die es für einen Beweis guter Lebensart und vornehmer Erziehung halten, in solcher Weise den Gastgebern ihren Dank an den Tag zu legen.

Die Aufmerksamkeit der jugendlichen Kritiker ward jetzt durch einen besonders interessanten Gegenstand gefesselt. Mitten im Kreise junger Mädchen, welche vom Zauber der Schönheit und Eleganz umstrahlt waren, saß eine Frau, deren Neuhäres auf dieser glänzenden Folie besonders unschön und lächerlich hervortrat. Die Dame mochte ungefähr 50 Jahre alt sein. Eine wirklich erschreckende Magerkeit zeichnete ihre Gestalt aus, deren Bewegungen auffallend linksch und eckig, während ihr Gesicht jene gelbliche Blässe

zeigte, welche der Glanz der Kerzen nicht zu mildern vermag. Ihre matten, eingesunkenen Augen schienen die Kraft verloren zu haben, das Leben der Seele wiederzuspiegeln.

Auch ihre Toilette trug keinesweges dazu bei, die persönlichen Mängel zu verbergen. Sie war ganz dem zur Zeit der Restauration herrschenden Geschmack treu geblieben; es war, als sähe man ein veraltetes Modenbild.

Die beiden Freunde maßten die seltsame Figur mit etwas unverschämten Blicken und legten ihrem Lachreiz so wenig Zwang auf, daß einer ihrer Bekannten, dadurch herbeigezogen, sie bat, ihm die Ursache ihrer Seiterkeit mitzutheilen; die Herren zeigten dem Fragenden die komische Figur der alten Dame.

„Kennen Sie diese Dame?“ fragte mit einer Miene harmloser Schelme rei der Herr.

„Nein, durch aus nicht. Wahrscheinlich ist es eine alte Jungfer.“

„Sie haben recht gerathen. Doch wenn schon ihr Neuhäres Sie interessiert, so wird es ihre Geschichte noch viel mehr.“



Pariser Moden.

geht nach Art der Corsets unter dem Aermelausschnitt hin; vorn ist es durch eine Garnitur von Knöpfen und Seidenschnur, und um den Ausschnitt mit einem Tüllpuff garnirt, welcher mit grünen Sammetröllchen umwunden ist. In gleicher Weise verziert ist der aus Tüll bestehende obere Theil des Aermels, welcher ebenfalls einen Puff bildet; diesem schließt sich der glatte, nach unten sich erweiternde Aermel von grünem Taffet an, an der Naht mit Schnur und Knöpfen, am Rand mit à la vieille getollter Rüsche garnirt. Ein schmaler Gürtel vom Stoff des Kleides umschleift die Taille.

Coiffure von englischen Spitzen mit Schleifen von grünem Taffetband. Weite Ballonunterärmel.

Figur 2. Promenadenttoilette. Robe mit Basquine von weißem Tüll mit punktirtem Muster auf einem Unterleide von lila Taffet. Die Basquine von Tüll erhält gleichfalls ein Futter von lila Taffet und hängt nur mittelst der Aermel und Taillenahten mit diesem zusammen. Das Taffetfutter der Basquine ist rings um den Rand mit einer Rüsche

„D, erzählen Sie, erzählen Sie,“ baten die jungen Männer.

„Sehr gern.“

Die drei Freunde betraten einen nach oben liegenden Saal, und während die Klänge der fröhlichen Quadrillen gedämpft aus der Ferne herüberhallten, erzählte der gereifte Mann den beiden lebensunkundigen übermüthigen Jünglingen folgende Geschichte:

Im Jahre 1789, beim Ausbruch der Revolution, bewies sich der Graf de la Nothière, Vater des jetzigen Vicomte dieses Namens, als einer der treuesten Anhänger des Königthums. Er gehörte zu den Edeln, denen man mit Recht vorwarf, sie seien königlicher Gesinnung, als der König selbst. Der jüngere Bruder, Henri de la Nothière, dagegen gab sich mit Enthusiasmus den neuen Ideen hin, und zeigte sich als begeisterte Beistandiger der Emancipation. Diese Gesinnungsverschiedenheit der beiden Brüder hatte ihren natürlichen Grund in dem unter dem alten Regime üblichen Gesetz, welches die jüngeren Geschwister gegen den älteren Bruder in tränkenden Nachtheil stellte. Denn während der ältere Sohn einer adeligen Familie alle Güter und Würden des Vaters erbt, waren die jüngeren Söhne gezwungen, den kirchlichen oder den militärischen Beruf zu ergreifen, oder, wenn ihre Ansichten von diesen sie ausschlossen, auf erbärmliche Weise zu vegetiren.

Das war auch das Loos Henri's. Von mächtigen Leidenenschaften und einem unauslöschlichen Freiheitsdurst getrieben, schuf er sich seine Jugend zu einer sehr stürmischen Lebensperiode. Sein Geschick war dem des berühmten Mirabeau zu vergleichen, mit welchem er auch darin Aehnlichkeit hatte, daß Beide mehrmals unfreiwillige Bewohner der Bastille wurden, Henri auf Veranlassung seines älteren Bruders, Mirabeau auf Veranlassung seines Vaters.

Diese Erfahrung erfüllte das Herz des Chevaliers mit einer Bitterkeit, deren Wirkungen im Augenblick der Krise, bei Ausbruch der Revolution, in erschreckender Weise hervortraten.

Singerissen von begeistelter Wuth, verfolgte der Chevalier die Bahn revolutionärer Freiheit bis zu ihren äußersten Grenzen, und als sein Bruder, Graf Sigismund, Frankreich verließ, bewarb sich Henri um die Gunst des Volkes, ward zum Mitglied des Convents erwählt, und theilte sich an dessen grausamsten Maßregeln. Glücklicherweise war er in Folge einer ihm übertragenen Sendung in der Provinz abwesend zur Zeit der Verurtheilung des Königs Ludwigs XVI., und diesem Umstande nur hatte er es zu verdanken, daß er für dessen Tod nicht mitgestimmt. Er kaufte Nationalgüter, confisquirte Besitzungen der Geistlichkeit und des Adels, doch er that es, aus einem Neß von Schamgefühl, unter angenommenem Namen, unfähig, sich unter dem Namen seiner Ahnen auf so ungerechte Art zu bereichern.

Graf Sigismund war nach Deutschland ausgewandert, hatte sich dort aus Neigung mit einem jungen, eben so vornehmen als armen Mädchen verheiratet, und war Vater von 4 Söhnen und 5 Töchtern geworden, deren Geburt natürlich nicht dazu beitrug, die pecuniären Verlegenheiten des Hausstandes zu mindern. Durch Arbeit, Sparsamkeit und Entbehrungen jedoch ward es den Eltern möglich, ihre zahlreichen Kinder ihres edlen Namens würdig zu erziehen.

Im Jahre 1815, mit der Wiedereinsetzung der Bourbonen, kehrte die Familie nach Frankreich zurück. Wie alle Emigrirte erhielt zwar auch Graf Sigismund eine Entschädigung, doch die zur Entschädigung bestimmte Milliarde ward so vertheilt, daß die, welche das Meiste verloren, keineswegs das Meiste erhielten. Graf Sigismund, ungeschult in der Kunst der Intrigue und ohne Freunde bei Hofe, erhielt ungefähr den vierten Theil dessen, was ihm rechtmäßig gebührte. Er durfte sich jetzt etwas weniger einschränken — das war Alles.

Geschäftelt von dem Wunsch, seine sorgenvolle Lage etwas zu verbessern, und seinen Kindern eine Zukunft zu gründen, stürzte er sich in Speculationen und ruinierte sich gänzlich.

Der Chevalier, sein Bruder, welchen das Unglück des Landes, die Jahre und die damals so rasch sich drängenden Katastrophen etwas zum Nachdenken gebracht, der Chevalier, alternd im Genuß des Reichthums, begann jetzt zuweilen einzusehen, daß das Glück nicht allein auf Schätzen beruhe, sondern daß der Augenblick im Leben kommt, wo das Herz der Familienbande bedarf, um das Dasein als Freude zu empfinden.

Er versuchte sich seinem Bruder zu nähern, doch dieser wies lange Zeit jede Annäherung zurück, denn die Vergangenheit stand zwischen diesen beiden Männern als unübersteigliche Scheidewand. Endlich, nach langer Ueberlegung, besiegte Graf Sigismund seinen Widerwillen, bedenkend, daß von der Freundschaft dieses Bruders allein jetzt die Zukunft der Seinigen abhängt, und willigte ein ihn wiederzusehen.

Die Zusammenkunft fand wirklich statt, und die Brüder reichten, frühere Mißbilligungen vergebend, einander herzlich die Hand. Unglücklicherweise aber trat in diesem Moment der Marquis von Versac, vertrauter Freund des Vicomte, ein, der noch mehr als dieser ein Gegner der Revolution und alles dessen war, was an jene Epoche erinnerte. Mit einem Worte, mit einem verhängnißvollen Worte zerriß er das eben neu sich knüpfende Band. Der Graf wußte nicht, daß sein Bruder seinen Reichthum durch den Kauf von Nationalgütern erworben; der Marquis sagte es ihm, und bezeichnete ihn zugleich als den Mann, der sich seines Namens zu diesen ehrlosen Ankäufen bedient.

Dem Grafen Sigismund stand ein solches Vergehen fast gleich mit Königsmord; sein Haß gegen den Chevalier flammte brennender als jemals; Beleidigungen, Vorwürfe, welche nie vergessen werden können, flogen hin und her zwischen den Brüdern, und sie trennten sich, um nie sich wiederzusehen.

Der Chevalier zog sich nach der Gegend von Rouen zurück, wo er bedeutende Güter besaß, und nährte seinen Haß durch die Erinnerung an die kürzlich erfahrenen Beleidigungen im Hause seines Bruders.

Um jede Erinnerung an seine Familie zu bannen, überließ er sich andern Neigungen, gab sich Fremden in die Hände, und namentlich erlangte seine Haushälterin, Madame Perdreau, unumschränkte Gewalt über ihn.

Trotz aller Anstrengung konnte er jedoch aus seinem Herzen nicht ganz das Bild der reizenden Laura verdrängen, obgleich er sie nur einmal und flüchtig gesehen. Laura war nämlich die älteste Tochter des Grafen Sigismund, damals

20 Jahre alt, und von einer so herzwinnenden Anmuth, daß es unmöglich schien, sie zu sehen, ohne sie zu lieben. Von ihrem Vater hatte sie die Gradheit und Festigkeit des Charakters, von ihrer Mutter jene Sanftmuth, jenen Reizthum an zärtlicher, opferfähiger, hingebender Liebe geerbt, welcher die deutschen Frauen vorzugsweise auszeichnet.

Laura, welche ihre Geschwister innig liebte, und mit Schmerz an deren sorgenvolle, freundlose Zukunft dachte, welche durch den abermäligten Bruch ihres Vaters mit seinem Bruder unwiderruflich ihrer harnte, Laura beschloß dieses traurige Loos von den Ihrigen abzuwenden.

Sie hatte die besondere, liebevolle Aufmerksamkeit bemerkt, die ihr Oheim ihr gezollt, sie allein hatte er umarmt, ihr allein die Hand gedrückt, und bei diesem Händedruck, bei dieser Umarmung hatte sie das Zittern der Rührung bemerkt, welches die Glieder des kräftigen Mannes durchzog.

Auf diese Wahrnehmung gründete sie ihren Plan.

Madame Perdreau, welche den Chevalier so geschickt unter ihr Scepter zu bringen gewußt, verstand sich sehr gut auf die Geschäfte des Hauswesens, und war Meisterin in der Kunst, einen alten, reichen, mit seiner Familie in Feindschaft lebenden Junggesellen zur Beute ihrer niedrigen Gewinnsucht zu machen.

Unglücklicherweise aber hatte die Erziehung der Madame Perdreau eine sehr bedenkliche Lücke; die ehrenwerthe Dame konnte nämlich nicht lesen, und der Chevalier, welcher für Lectüre schwärmte, seiner schwachen Augen wegen jedoch nicht mehr selbst lesen konnte, ging täglich seine Haushälterin an, eine Person ins Haus zu schaffen, die ihm allabendlich vorlese.

Madame Perdreau wollte natürlich zu diesem Posten die Person selbst wählen.

Auf diese Nachricht, die ein Bekannter des Grafen Sigismund, der in Rouen wohnte, und zuweilen den Chevalier besuchte, mittheilte, entwarf Laura mit ihrer Mutter eine kleine Kriegsliste, unterstützt durch eine längere Abwesenheit des Vicomte, der nimmer seine Einwilligung zu einem solchen Schritt gegeben hätte.

Laura begab sich nach Rouen, als arme Pensionairin gekleidet, die, so eben aus dem Kloster entlassen, eine Stelle als Gesellschafterin sucht, sie ließ sich bei Madame Perdreau einfinden, und erbot sich zur Vorleserin des Chevalier de la Nothière.

Die Haushälterin betrachtete anfangs das junge Mädchen mit großem Mißtrauen, doch Laura wußte durch ihre sanfte Bescheidenheit, ihr zuvorkommendes Wesen dieses Vorurtheil zu besiegen und sogar das Herz der Madame Perdreau zu gewinnen. Nach an demselben Abend ward sie dem Chevalier vorgestellt.

Dieser erkannte sie nicht sogleich in der Verkleidung, doch Laura benutzte eine kurze Abwesenheit der Haushälterin, sich zu erkennen zu geben. Sie sagte ihrem Onkel liebevolle Worte, und ihre Stimme drang ihm tief ins Herz.

Der arme, im Schooß des Reichthums unglückliche Mann, an jeder wahren Zuneigung darben, widerstand der Stimme des Blutes nicht. In wenigen Stunden hatte Laura das verlorne Terrain völlig wieder erobert; der Chevalier liebte sie wie seine Tochter, und äußerte laut seine Absicht, sie zu seiner Erbin einzusetzen.

Das hatte Madame Perdreau nicht erwartet; sie sah sich überlistet, wußte jedoch ihren Verrath klug zu verbergen. Sie beobachtete, spähte, horchte, und hatte eine Gelegenheit zur Rache bald gefunden.

Eines Tages trat sie mit strahlendem Gesicht ins Zimmer des Chevalier, und verhiß ihm eine Nachricht, die ihn sehr beglücken würde.

„Welche Nachricht?“ fragte der Chevalier.

„Nun, die nahe Hochzeit Ihres Fräulein Nichte mit Herrn Gaston von Versac!“

Der Chevalier erlebte. Dieser Name: Versac — er verabscheute ihn. War es denn nicht dieser emigrirte Marquis von Versac, der die Verflüchtung mit seinem Bruder hintertrieben, und Gaston war der Sohn dieses Mannes, seines bittersten Feindes; Laura, die Tochter seines Herzens, sollte diesen verhassten Namen tragen, seine Güter sollten in die Hände der Versac kommen!

„Ist es wahr, Laura?“ fragte er mit zitternder Stimme das Mädchen.

Laura konnte nicht leugnen; sie erröthete und neigte ihr Haupt.

„Bittre Täuschung!“ sprach leise und schmerzlich der Chevalier.

Madame Perdreau hatte hier einen Streich ausgeführt, dessen Tragweite sie selbst nicht berechnet. Am nächsten Morgen bekam der Chevalier, seit langer Zeit schon an Podagra leidend, einen so bedenklichen Anfall, daß der Arzt sein Ende nahe erklärte. Eine Stunde vor seinem Tode erlangte er die Besinnung wieder und ließ einen Notar rufen.

Als der Notar sich entfernte, stürzte Madame Perdreau ins Zimmer des Kranken. Er hatte geendet.

Acht Tage nachher berief der Notar die Familie zur Testamentsöffnung. Der Chevalier erklärte Laura zur Universalerin, unter der Bedingung, daß sie sich nie mit einem Manne vermähle, der den Namen Versac trage.

„Nehmen Sie die Bedingung an, Mademoiselle?“ fragte der Notar.

Diese einfache Frage war das Henkerbeil, welches auf Laura's Herz schneidend herabsank. Die Verbindung mit Gaston von Versac war der Traum ihres Lebens, ihrer Kindheit und Jugend gewesen, denn sie war mit ihm, für ihn erzogen worden, und Gaston war ihrer werth.

Doch Laura dachte an die Ihrigen, an ihre Geschwister, und brachte ihr Lebensglück zum Opfer.

„Ich nehme die Bedingung an,“ hauchte sie fast unhörbar.

Das Vermögen des Chevaliers belief sich auf fast 6 Millionen. Laura stattete alle ihre Geschwister aus, und alle schlossen Ehen nach ihrem Herzen. Sie selbst blieb „alte Jungfer“.

Das ist nun die Dame, über die Sie so sehr sich amüßten.

Die beiden jungen Männer lachten nicht mehr. Sie waren gerührt und verheßten ihre Nührung nicht. Vielleicht bedauern sie auch, ein Wesen verspottet zu haben, das zu bewundern und zu beklagen menschlicher gewesen wäre.

Die Poesie des Comforts.

Irgend eine Schriftstellerin — denn keinesfalls wird ein Mann dem eignen Geschlecht einen so hohen Grad von Materialismus zum Vorwurf machen — also eine Schriftstellerin, vielleicht gereizt durch ärgerliche Erfahrungen, hat irgendwo die Behauptung ausgesprochen, der Weg zum Herzen der Männer gehe durch den Magen.

Sophie Leuthold, seit Kurzem die Gattin des Gerichts-raths Leuthold, war nicht dieser Meinung; sie war von wohlhabenden Eltern sorgfältig erzogen, hatte stets Mäße gehabt, ihre Schönen, von der Natur ihr verliehenen Talente zu pflegen, unbehindert durch die Sorgen der Haushaltung, und auch jetzt, da sie verheiratet, und glücklich verheiratet war, widmete sie künstlerischen und literarischen Beschäftigungen den größten Theil ihrer Zeit. Wußte sie doch, wie sehr Alfred als Bräutigam ihre Aquarellbilder bewunderte, wie sehr er an ihrem Clavierpiel sich ergötzt, wie sehr ihre Gedichte ihn bezaubert hatten.

Alfred Leuthold war ein gebildeter, kenntnißreicher, sogar ein recht feinfühler Mann, nur leider, wie manche Frauen sagen würden, etwas vernünftigt in Betreff häuslicher Bequemlichkeiten durch seine Mutter.

Madame Leuthold, die Mutter des Gerichts-raths, war das vollkommene Muster einer Hausfrau, und Alfred konnte sich seit seiner frühesten Kindheit keines Falles im väterlichen Hause erinnern, wo durch Nachlässigkeit in Führung der Wirtschaft Aergerniß oder Verwirrung entstanden. Von Kindheit an hatte er stets nur nöthig gehabt, zu seinen Schränken oder Schubladen zu gehen und die benötigten Kleidungsstücke herauszunehmen, denn Alles lag darin in schönster Ordnung und im besten Zustande. Verdorbenes Essen war gleichfalls ein Etwas, das in seiner Eltern Hause nie vorkam, otgleich daselbst kein prächtiger, sondern nur ein einfacher Tisch geführt ward.

So konnte es denn nicht anders sein — Alfred war „verwöhnt“, d. h. so gewöhnt an die Annehmlichkeiten einer geordneten Haushaltung, daß deren Mangel seine Zufriedenheit ernstlich trübte.

Last sehen, wie es ihm ging in seinem eignen Hause, nachdem er die schöne, geistreiche Sophie sich zur Lebensgefährtin erwählt, die so herrliche Verse schrieb und auf dem Piano mit Clara Schumann wetteiferte.

Alfred hatte eine schöne, angenehme gelegene Wohnung gemiethet und sie seinen mäßigen Mitteln entsprechend möblirt.

„Wie gefällt es Dir?“ fragte der junge Ehemann seine Mutter, als diese ihren ersten Besuch in der neuen Wohnung machte.

Mad. Leuthold war eine offene, aufrichtige Frau und sprach wie sie dachte:

„Erstens ist die Wohnung zu groß; in einer kleineren hättest Ihr eben so gut Platz gehabt und Ihr hättest sie besser möbliren können.“

„Die Wohnung ist nicht größer, als andere Leute unseres Standes sie haben,“ antwortete der Sohn.

„Hier kommt nicht der Stand, sondern die Mittel und die Behaglichkeit in Betracht. Eine kleinere Wohnung kann mit weniger Mühe und Kosten in Ordnung gehalten werden, und ein mäßig elegantes Ameublement nimmt sich darin vortheilhafter aus.“

Es ist in der ganzen Wohnung kein Raum, worin man sich wirklich behaglich fühlt; die Küchengeräthe sind mangelhaft und unvollständig, und in des Mädchens Kammer ist nicht einmal eine Bettstelle. Diese Nachlässigkeit finde ich geradezu unrecht, denn welche christliche Hausfrau darf ihrem ermüdeten Diensthofen zumuthen, sich Abends nach der Arbeit auf eine an der Erde liegende Strohmattre hinzufrecken!“

Der junge Mann ward glühend roth bei diesen Bemerkungen seiner Mutter, nicht daß er sich von ihr beleidigt fühlte, dazu liebte und ehrte er sie zu sehr und war zu fest von ihrer Liebe überzeugt — sondern er fühlte diese Mißbilligung schmerzlich in der Seele seiner Frau, weil er ihr alle jene Anordnungen übertragen.

Wohlwollend vermicd die kluge Schwiegermutter, ihre Schwiegertochter ins Gesicht zu tadeln, erst wollte sie genauer beobachten, um beurtheilen zu können, ob und in welcher Weise eine offene Ermahnung hier von Nutzen sein könne.

Sophie kehrte ihrer Schwiegermutter die volle Sonnen-seite ihres Wesens zu, so daß diese leicht sich den Zauber erklären konnte, den das junge, lebenswerthe Geschöpf auf ihren Sohn ausgeübt, und zu ihrer Freude bemerkte der Mutter scharfer Blick, daß diese mit schönen Empfindungen so reich ausgestattete Seele zugleich die Fähigkeit besaß, das Rechte zu erkennen, und einmal erkannt, es festzuhalten.

Auf diese Fähigkeit gründete Mad. Leuthold ihre Hoffnung für das künftige Glück ihrer Kinder, das freilich jetzt noch eine Weile durch Sophiens Verfehlen ihrer Stellung, durch ihre Geringschätzung der Hausfrauenpflichten getrübt bleiben mußte.

Mad. Leuthold kannte ihren Sohn zu gut, um nicht zu wissen, seine Geduld werde bei den täglich vorkommenden Nachlässigkeiten zu Ende gehen und er dem Mißmuth anheimfallen, dem jeder Mann anheimfallen muß, dessen Frau es unter ihrer Würde hält, sich um das Ordnen der Betten, um die Bereitung des Thees und um andere „Kleinigkeiten“ zu kümmern.

Die erste Mahlzeit, der Mad. Leuthold am Tisch ihres Sohnes bewohnte, überzeugte sie noch mehr als das Arrangement der Wohnung, daß Alfred durch das Fesegewer eines hausherrlichen Märtyrthums werde wandern müssen, ehe er zum Glück gelangen könne.

Der Köchin war befohlen worden, Klöße und Hammelbraten zu machen. Sie hatte dem Befehle Folge geleistet, doch wie! Um die Klöße zu verdauen hätte man einen Straußenmagen haben müssen, und der Braten war so hart und saferig, daß der durch den Genuß desselben beleidigte Gaumen kaum durch achtstägiges Fasten zu versöhnen war.

Mit dem Thee ging es nicht besser. Der Aufguß desselben (nach Vorschrift schwarzer Thee) erschien in der That so schwarz, daß er seinen Namen vollständig rechtfertigte, doch der kleinen Gesellschaft nicht gestattete, mehr als einen Bissel dieses Getränks zu nippen.

Alfred war sehr verstimmt über all die verdorbenen Spei-

sen und tadelte die Köchin wegen ihrer Ungechlichkeit. Auch Sophie stimmte mit ein und behauptete, das unzuverlässige Geschöpf keinen Tag länger zu behalten. Madame Leuthold sagte nichts, hatte jedoch ihre eignen Gedanken.

Die kleine Familie verließ jetzt den Tisch, welcher ihre gerechten Erwartungen so grausam getäuscht, und begab sich in das Wohnzimmer, wo das Piano stand.

Mad. Leuthold wunderte sich, wie leicht ihre Schwiegertochter die Unannehmlichkeiten der Eßstunde vergaß, denn mit liebenswürdigster Heiterkeit suchte sie eine Unterhaltung nach der andern hervor und war so belebt und so hinreichend in ihrer guten Laune, daß es ihr wirklich gelang, Schwiegermutter und Gatten wieder heiter zu stimmen. — Sie spielte und sang besser als je, wenigstens kam es Alfred so vor, und er konnte nicht umhin, mit einem Gefühl frohen Stolzes und liegender Bewunderung auf die anmuthige Künstlerin zu blicken. Sie war ja sein! Er empfand diesen Besitz dennoch als ein Glück, trotz der so eben gemachten bitteren Erfahrungen. „Was gelten steinharte Klöße und verbrannter Braten gegen Literatur und Musik! Eine gewöhnliche Frau mag Köchin und Haushälterin sein; von einer so hochbegabten, wie meine Sophie, kann ich das nicht verlangen.“ So dachte Alfred, während seine Frau im Vortrag schwedischer Nationallieder mit Jenny Lind wettsieferte.

Etwas kühler ward dieser Enthusiasmus am nächsten Morgen, als das unschmackhafte Frühstück mit seinem animalischen Behagen in schlimmen Conflict gerieth. Er war hungrig, und ein hungriger Mann ist selten für geistigen Genuß empfänglich, er bestrebe nun in Poesie oder geistreicher Unterhaltung. Ist der Mann nun gar noch etwas Epitüräer, der den Begriff des Hungers stets mit dem einer wohlbesetzten Tafel voll schmackhafter Speisen verbindet, so wird die Täuschung nur um so größer, wenn z. B. wie hier, statt des duftenden Mokka ein trüber schwarzer Kaffee in die Tasse fließt. Es muß ein sehr ungewöhnlicher Mann sein, der in solchen Prüfungen ausharrt, und Alfred war nicht ungewöhnlich genug dazu, sondern stieß seine Tasse weit von sich und brummte: „Glendes Gebräu!“ Das Beefsteak, das etwas verbrannt war, nannte er „abscheulich“ und die gerösteten Semmeln hielt er für „zu dick für einen Drehscher.“

Die arme Sophie blühte erschrocken auf ihren Gatten, dann auf die Schwiegermutter, brach, unfähig ihre Gefühle zu beherrschen, in Thränen aus und stürzte aus dem Zimmer.

„Das war nicht die rechte Art, Deine Frau auf ihre Fehler aufmerksam zu machen, Alfred,“ sprach Mad. Leuthold im Tone sanfter Vorwürfs zu ihrem Sohne.

„Wie konnte ich anders,“ stammelte er, schon halb be-reuend.

„Wir können immer verständlich sein, wenn wir wollen,“ entgegnete die Mutter. — „Würdest Du auf dieselbe Art zu ihr gesprochen haben ohne mein Beisein?“

„Ich glaube, nein!“

„Und doch werden gerade durch meine Gegenwart die harten Worte für Sophie noch kränkender. Sophie ist gar nicht gleichgültig gegen Deine häusliche Behaglichkeit, sie kennt nur noch nicht die Bedingungen ihrer neuen Stellung. Du mußt Geduld mit ihr haben, mein Sohn.“

Alfred versprach geduldiger und sanfter zu sein, ging zu seiner Frau, beruhigte ihre verwundeten Gefühle durch liebevolle Worte und führte den Sonnenschein des Lächelns auf ihr schönes Antlitz zurück.

Mad. Leuthold brachte eine Woche bei ihren Kindern zu und reiste dann zurück nach ihrer Heimath, erfüllt von ernsteren Besorgnissen, als da sie das Haus des Sohnes zuerst betreten. So unmerklich als möglich hatte sie versucht, den Geist ihrer Schwiegertochter für ihre neuen Pflichten zu schärfen, doch die Haushaltungsgeschäfte waren nach Sophiens Meinung einm. l. ganz Sache der Domestiken. Küche, Betten, Reinigung der Zimmer hatte das Mädchen zu besorgen, und die Dame vom Hause durfte sich nicht so weit herablassen, um diese Dinge sich zu bekümmern, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben.

Von dieser Ansicht ausgehend, fuhr die junge, reich begabte Frau fort, auf Kosten ihrer häuslichen Pflichten ihre Talente zu cultiviren; zum großen Stolz ihres Mannes, war er mit ihr in Gesellschaft, und zu seinem großen Verdruß, fand er den Kaffee schwach, das Beefsteak verbrannt, und sein ganzes leibliches Wohl dem guten Willen der ungeschickten Köchin anheimgefallen.

Mad. Leuthold fand bei ihrem zweiten Besuche im Hause ihres Sohnes keine Verbesserungen vor. Sophie lebte den Büchern und der Musik, Emilie herrschte in der Küche. Alfred, der zu Hause stets sehr schwierig im Essen gewesen, schien alle kritischen Eigenschaften des Gaumens verloren zu haben und ließ keine Spur mehr blicken von seinem früheren Interesse für die Mahlzeit. Er aß wie Jemand, der nicht versteht, was gut oder was schlecht schmeckt.

Am zweiten Tage der Anwesenheit der Mad. Leuthold kam Sophie, die sich zwei Stunden eingeschlossen, mit leuchtendem, freudestrahlendem Gesicht zurück ins Wohnzimmer und sprach, ihren Stuhl nahe an den der alten Dame rückend: „Ich will Dir etwas vorlesen, Mütterchen.“

„Was ist es?“ fragte Mad. Leuthold.

„Höre nur.“ Und die junge Frau las ein schönes, ihrem Gatten gewidmetes Gedicht, voll Herzenswärme und überströmender Zärtlichkeit. Sie hatte es so eben geschrieben.

Mad. Leuthold hörte geneigten Hauptes die lieblichen Verse an, mit einem Gefühl von Liebe und Stolz im Herzen sich der liebenden, talentvollen Frau ihres Sohnes anneigend, doch ihr Mund gab keine Erklärung dieser Empfindungen. Schweigend, mit gesenktem Blick saß sie da, und nachdem die melodische Stimme ihrer Schwiegertochter die letzte Stanze beendet, sagte sie nach einer Pause in ihrer ruhigen Weise: „Es giebt zweierlei Arten von Poesie, durch welche eine Frau ihren Mann bezaubern kann.“

„Zwei Arten von Poesie?“ wiederholte Sophie, fragend ihrer Schwiegermutter ins Gesicht blickend.

„Die Poesie des Gefühls und die Poesie der häuslichen Behaglichkeit, des Comforts.“ — bei diesen Worten fixirte Mad. Leuthold Sophien scharf — „und die letztere ist stets mächtiger und dauernder in ihren Wirkungen befunden worden, als die erstere.“

Der Sonnenglanz der Freude war von Sophiens Antlitz geschwunden, denn sie fühlte wohl, daß hinter den Worten ihrer Schwiegermutter eine Mahnung für sie verborgen liege.

„Warum schreibst Du die schönen Verse für Deinen Mann?“ fragte Mad. Leuthold.

„Warum?“ fragte Sophie, und ihr Ton drückte einige Verwunderung aus — „um ihm Freude zu machen; ich liebe ihn zu sehr, um aus anderen Motiven zu handeln.“

„So versuche es einmal, ihn durch die Poesie des Comforts zu bezaubern,“ sprach die alte Dame.

„Sprich deutlicher, liebe Mutter,“ bat Sophie mit Augen, in denen Thränen schmerzlicher Täuschung schimmerten. „Versuche es bei ihm einmal mit der Poesie eines Rindbratens,“ fuhr Mad. Leuthold lächelnd fort.

„Sie wollen meiner spotten,“ sprach Sophie, der die Glut der Beschämung ins Gesicht stieg.

„Nein, liebe Tochter, ich spreche in vollkommenem Ernst. Heute Mittag gab es bei Tisch Rindbraten. — Es war die gemeinste Prosa von Rindbraten, die mir je vorgekommen, es war weder Geschmack, noch Schmelz, noch Duft daran. Alfred aß einige Bissen, doch ohne Genuß, er würgte die ausgebrätten Fäden wie Spreu hinunter. Bereite ihm nächstens den poetischen Genuß eines Rindbratens, und Du wirst sehen, daß Du sein Herz dadurch mehr erfreust, als durch die schönsten Verse.“

„Worin besteht denn die Poesie eines Rindbratens?“ fragte Sophie, halb belustigt.

„In seinem appetitlichen Duft, in Kraft und Saft.“

„Ist denn aber Alfred eine bloß thierische Natur?“

„Halb thierisch, halb geistig, und den Forderungen beider muß eine kluge Frau zu genügen suchen. Mich hat die Erfahrung gelehrt, daß Männer, deren Gaumen ein gutes feines Geruch zu schätzen weiß, auch geistige Vorzüge und Gemüthe am besten zu würdigen verstehen, daß, mit andern Worten, Verfeinerung und Bildung des Geistes stets mit Verfeinerung des Geschmacks in Bezug auf Speisen Hand in Hand geht. Ich will damit nicht sagen, daß ein gebildeter, geistreicher Mann durchaus ein Epitüräer, ein Gourmand sein müsse, der Speise und Trank zum Gegenstand seiner steten Gedanken macht, sondern nur, daß er bei einfach menschlichem Appetit sich an wohlgeschmeckenden Speisen erfreue, und mit Widerwillen die mancherlei abscheulichen und mißlungenen Küchenresultate zurückweise, die so manchen Tisch verunziern. Wollen wir mit Alfred das Experiment machen?“ fragte die Schwiegermutter lächelnd.

„Worin besteht es?“

„Zuerst versuche Du bei ihm die Wirkung Deines schönen Gedichts — es ist wirklich sehr schön — und dann die Wirkung eines guten Rindbratens. Du mußt ihn aber selbst bereiten, ich will in diesem Fach der Poesie Deine Lehrerin sein.“

Sophie ging mit innigem Interesse auf den Vorschlag ein. Alfred war in Geschäften einige Tage verreist gewesen. Noch etwas ermüdet als gewöhnlich kehrte er zurück in der Mittagsstunde, keineswegs in der Gemüthsverfassung, welche den Menschen empfänglich macht für die Gaben der Poesie.

Die beiden Frauen hatten indeß ihr Complot einmal für die Stunde seiner Rückkehr verabredet, also ward es ins Werk gesetzt, trotz dieser unglücklichen Umstände.

Nachdem Sophie ihrem Mann sein Lieblingsstück vorgespielt, legte sie ihre poetische Gabe in seine Hand und beobachtete mit klopfenden Pulsen die Wirkung ihrer dem Herzen entströmten Liebesworte auf den geliebten Leser. Doch nur ein Blick herzlicher Zuneigung war ihr Lohn.

Es ward der jungen Frau klar, daß seine Anerkennung ihres Liedes nur schwach sei und in keinem Verhältnisse stehe zu der Glut der Gefühle, die ihre Seele erwärmt und erleuchtet, da sie diese Zeilen schrieb.

Eine Stunde später ward die andere Hälfte des Experiments versucht. Ein köstlich saftiger Rindbraten prangte auf dem Tische und erfreute schon durch seinen Duft die Geruchsnerven des hungerigen Gerichtsbratens.

„Deliciös!“ rief er, als er den ersten Bissen gekostet. — „Das ist gewiß Dein Werk, Mütterchen!“ und ein Blick des Dankes flog zu dieser hinüber.

„Ich danke Dir für das Compliment, lieber Sohn,“ erwiderte die alte Dame, „kann es aber nicht annehmen. Das Lob gebührt Sophien. Ihrer Geschicklichkeit und Sorgfalt hast Du den Braten zu danken, den Du so deliciös findest.“

Messer und Gabel sanken Alfred aus der Hand, der mit freudiger Ueberschuldung seine Frau betrachtete.

„Ist das wirklich Ernst?“ fragte er, und ausspringend im Enthusiasmus der Freude, belobte er seine Gattin mit einem so herzlichen Kuß, als sie seit Monden nicht von ihm erhalten. „Gabe ich Dir nicht gesagt, Sophien,“ sprach die gute Schwiegermama, nachdem der Sturm der Ueberschuldung sich gelegt, „daß Poesie auch in einem Rindbraten verborgen liegt, und Du hast sie heute ans Licht gebracht.“

„Und wenn ich vielleicht die Poesie vieler anderer Dinge im Hause noch nicht kenne, weil ich thörichterweise es unter meiner Würde hielt, ihnen Aufmerksamkeit zu schenken, so wird Dein gütiger Rath mich hoffentlich bald von meiner Thorheit heilen,“ sprach Sophie mit der schönsten Wärme wahren Gefühls.

Und sie ward geheilt. Einmal auf dem Wege, ihr Augenmerk auf die Angelegenheiten des Hauswesens zu richten, fand sie darin einen Reiz, den sie nie darin vermuthet.

Als die gute Schwiegermutter das nächste Mal wieder kam, fand sie in der Häuslichkeit ihres Sohnes die Poesie des Comforts mit der des Gefühls vereinigt. Sophie hatte keinen ihrer geistigen Reize eingebüßt, hatte weder die Anmuth ihrer Person, noch den Schwung der Empfindung verloren, sondern sie hatte ihr Haus und ihren Charakter vervollkommenet, indem sie mit dem Geschmack und der Feinheit ihres hochgebildeten Geistes auch die gewöhnlichen Dinge des Lebens adelte und verschönte.

Mit innigem Danke küßte Sophie die Hand der freundlichen Mutter, die ihr die Augen geöffnet für die Poesie des häuslichen Comforts, ohne welche auch das häusliche Glück flieht und die Sonne der Gefühls-Poesie nicht segnend, sondern sengend über Heimath und Familie schwebt.

[3035]

Gehäkelte Körbe.

Wir Frauen haben unfehlbar eine große Vorliebe für Körbe; von der praktischen Hausfrau an, die den Vorrath ihrer Wäsche, Markt-, Holz- und Strick-Körbe stets zu verwehren trachtet, bis zu der „Dame“, welche sich anstrengen muß, für die Menge der feinen Holz-, Draht-, Perlen- und Alaunkörbchen, welche Tische und Stagen belagern, genügende Zwecke zu finden.

Körbe sind wichtige Dinge im Leben der Frauen. Wir wollen nicht so indiscret sein, deren Bedeutung in Bezug auf das stärkere Geschlecht hier in Anrechnung zu bringen, aber wir schätzen die Körbe für das, was sie leisten, oder doch leisten könnten, so hoch, daß wir deren nie genug haben, und jede Freundin aufs Zweckmäßigste und Angenehmste zu beschenken glauben, wenn wir ihr einen Korb schenken.

Giebt es doch in jeder Haushaltung so unendlich viele Dinge, die aufbewahrt werden müssen, und welche bessere Heimath liebe sich finden für alle diese, als ein Korb? Wir alle wissen, wie viel wir den Wand-, Negligé- und Papierkörben zu danken haben, diesen Hütern der „Ordnung“ im kleinen Staate des Hauses.

Doch wir gerathen unversehens auf einen Seitenweg. — Mit den Körben haben wir es heut nicht zu thun, welche, mehr oder minder zierliche Abkömmlinge der Weide, entweder schmucklos in den bescheidenen Regionen der Küche oder des Waschkamers ihren Beruf erfüllen, oder in vornehm braun, schwarz oder goldig lackirter Livree, mit Stickereien aus Glanzstoffen gepußt, Zimmer und Salonluft athmen.

Auch an den Perlenkörben gehen wir heut vorüber, deren magern Drahtkörpern wir selbst die bunte Hülle böhmischer Glasperlen umgelegt, die also doch zum großen Theile unser eignes Werk sind.

Eine andere Art Körbe zieht heut uns an, zu deren Anfertigung wir weder die Hilfe des Eisenarbeiters, noch des Glasfabrikanten, noch des Korbmachers in Anspruch nehmen dürfen, — Körbe, die wir ganz allein herstellen können, mit weißer Baumwolle und Häkel- oder Stricknadel!

Nun glaubt vielleicht manche Leserin, trotz aller Anerkennung für die Gestaltungsfähigkeit jener Nadeln und der Nützlichkeit der Baumwolle, diese Körbe müßten matt und haltlos, ohne Glanz und Charakter sein. Keinesweges! Die gehäkelten und gestrickten Körbe haben fast das Ansehen seiner lackirten eisernen Körbe, doch nicht deren Schwere, denn sie sind in der That leicht wie eine Feder.

Natürlich ist, daß eine besondere Zubereitung dazu gehört, der geschmeidigen weißen Handarbeit Gestalt, Festigkeit und Farbe eines lackirten Korbes zu geben. Das Färben, Stärken und Lackiren ist es, was die Sache zu dem macht, was sie sein soll, jedoch sind diese Zubereitungen leicht genug, von weiblicher Hand vollbracht zu werden.

Wir konnten uns das Vergnügen nicht versagen, schon vorläufig den Freundinnen der Häkelnadel Kunde zu geben von dem abermaligen Triumph, den dieses kleine Instrument gefeiert durch das Erscheinen der gehäkelten Körbe. In einer der nächsten Nummern werden wir mit deren Verfertigung durch Abbildung und Beschreibung beginnen, anfänglich mit Körben leichter Art, in der Folge fortschreitend zu etwas mühsameren, denen durch leichte Zweige gehäkelter Blumen noch ein besonders origineller Schmuck verliehen ist.

Die im Häkeln geübten Damen werden ohne unsere Versicherung glauben, daß diese Arbeit die größte Vielseitigkeit der Form gestattet. Man kann nicht nur kleine, runde Strickkörbchen, längliche, tiefe und flache Arbeitskörbchen der verschiedensten Art anfertigen, sondern auch die jetzt so beliebten ballonartig-runden Haubenkörbe, deren sich die Damen bedienen, wenn sie, in Gesellschaft gehend, die Haube oder den Kopfschutz nicht dem Druck des Hutes preis geben wollen.

Gut, daß man der Körbe nie zu viel haben kann, sonst müßten wir sagen, diese neue Art weiblicher Korbfabrikation der Öffentlichkeit zu übergeben, denn ohne Zweifel werden in Folge unserer Mittheilung viele Damen „Korbmachereinen“ werden, namentlich zur Weihnachtszeit. Doch sollten wir auch wirklich die Schuld auf unser Gewissen laden, einige Tausend Körbe mehr ins Dasein gerufen zu haben, als für das Wohl der Familien und die Ordnung der Häuslichkeiten nothwendig sind, so trösten wir uns der unbestreitbaren Ueberzeugung, daß Ueberfluß besser sei als Mangel.

Wenn uns die Leserrinnen versprechen, mit keinem Korbe ein liebendes Herz betrüben zu wollen, so werden sie uns nächstens bereit finden, unsern Unterricht im Korbmachen zu beginnen.

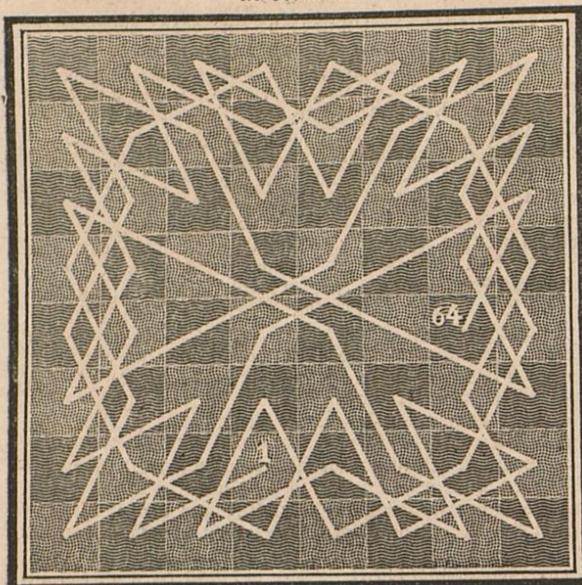
Notizen.

Eingemachtes Sauerkraut kann man schon in kurzer Zeit genießbar machen, wenn man demselben außer dem Salz auch etwas Essig zugiebt.

Warnung. — Von einem unserer Abonnenten wird uns eine Vergiftung durch einen silbernen Löffel gemeldet. In Preiselbeeren, welche mit scharfem Essig und Zucker eingemacht waren, wurde ein silberner Löffel aus Versehen stecken gelassen. Nach einer Woche, während welcher der Löffel nicht herausgenommen worden war, genoß die Familie von den Beeren, worauf sich an allen Mitgliedern mehr oder minder heftige Vergiftungssymptome kundgaben, in denen der herbeigerufene Arzt eine Kupfervergiftung erkannte. Nur mit Mühe gelang es ihm, zwei jüngere Kinder, die am meisten von jener Speise genossen hatten, zu retten. Da man nicht glauben wollte, daß die Vergiftung durch den silbernen Löffel, der sich, als man ihn aus dem Compot nahm, ganz glatt und rein erwies, herbeigeführt worden sei, so wurde derselbe Löffel sorgfältig abgewogen und dann in einen Topf gestellt, der mit denselben eingemachten Beeren gefüllt war, und 8 Tage lang darin gelassen. Als man ihn wieder abwog, zeigte es sich, daß er nahe an 4 Procent seines Gewichts verloren hatte. Dieser Verlust traf offenbar das dem Silber (es war 13löthig) beigemischte Kupfer. Dieser Fall ist um so lehrreicher, als man gewöhnlich annimmt, daß Silbergeschirr, auf längere Zeit mit gesäuerten Speisen in Berührung gebracht, durchaus keinen nachtheiligen Einfluß auf dieselben ausübe.

Dr. R.

Schlüssel zur Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe in Nr. 33.



Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe in Nr. 33.

Ende nicht Worte mit fliegender Gile; Zürnende Worte sind brennende Pfeile, tödten die Ruhe der Seele so schnell. Schwer ist zu heilen und leicht zu verwunden, Schnell ist verloren — doch wieder gefunden — Wiedergefunden ist nimmer so schnell.

Auflösung des Rebus in Nr. 33.

„Ein Narr macht zehn“.

Nachahmungstrieb ist dem Menschen angeboren, darum ist auch das trästigte und wirksamste aller Erziehungsmittel das Beispiel. Ein gutes Beispiel wirkt besser und nachhaltiger, als die eindringlichen Ermahnungen, und ein böses Beispiel, namentlich in zarter Jugend empfangen, wo das Urtheil noch nicht dem Nachahmungstrieb Schranken vorzeichnet, untergräbt das sittliche Wohl des Menschen tiefer als schlechte Lectüre. Doch anstehender noch für die Menschen als Gut und Böse ist das, was mitten inne steht zwischen Weisheit und Thorheit! Man nehme sich wohl in Acht, den Andern als einen Thoren zu verachten, in der festen Ueberzeugung, das unsere Klugheit, unsere Weisheit, unsere Vernunft dem Spott feine Blüten gebe. Wie kurzichtig sind wir doch! Der Gille verachtet den Hochmüthigen, der Hochmüthige den Gilden, der Geizige den Verschwendenden, der Verschwendende den Geizigen. — Thoren sind wir Alle, nur in so fern vornehm, daß wir Alle unsere Lieblings Thorheit für Weisheit und die, welche uns darin mit ihrem Beispiel vorangehen, für Propheten halten. Der Gipfelpunkt menschlicher Thorheit aber ist, daß wir allgemeine Thorheiten, selbst ohne großes Behagen, dennoch mitmachen, nur um unter lauter Thoren nicht der Einzige Vernünftige zu sein, was zu Zeiten unangenehmer, ja gefährlicher ist, als unter lauter Klugen der Einzige Einfältige zu sein. Man denke nur an die Thorheiten der Mode und wird das Sprichwort nicht übertrieben finden: Ein Narr macht zehn! [3031]

Auflösung des Räthfels in Nr. 33.

„Recht“.

Auflösung der vierstübligen Charade in Nr. 33.

„Aberglaube“.

Wortspiele.

1. Den Tell erreichte wohl Dein Warnungsschrei, Würst Du, da er den Apfel schloß, dabei, Und mit demselben Worte sprächst Du aus, Wofür Du hältst der Erde Saus und Braus.

2. Es ist von Glas, Und oft recht heiß — Bedenke das. Nicht naseweis Mußt Du es fassen, Und dann erschrocken es fallen lassen. Muß es denn sein, So fass' es mit Handschuh'n behutsam leis; Auch zerre nicht fest ins Wesen hinein. Willst Du das zerbrechliche Ding nicht zerbrechen, So laß Dir den Namen die Warnung sprechen.

3. Das Wort, das eine Religion Dir nennt, Die viel Bekenner zählt im Orient — Mit diesem Worte bietet höflich man Dem sanftesten der Thiere Futter an. [3036]

Sylbenräthsel.

Die ersten Beiden sind zu finden Bei Handelsleuten groß und klein, Sie leuchten hoch am Abendhimmel In Silberglanz und Sternenschein. Nicht gleich wird Dir's das Letzte kosten, Wenn Du mit Masken mutbig bist, Der aber steckt es in die Schlinge, Der tollkühn, wie das Ganze, ist. [3029]

Homonyme.

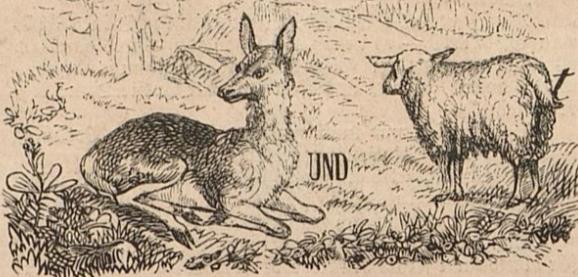
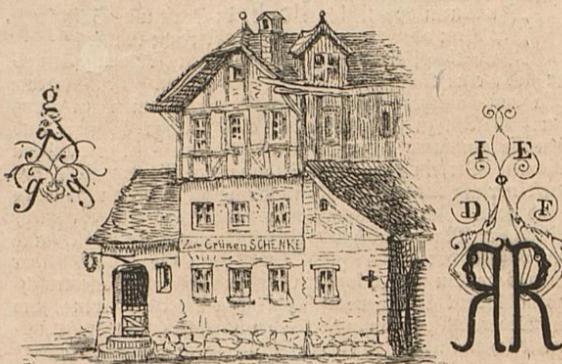
Am Sonntag war's — ich ging am Haus vorbei, Ich sah von fern schon ihn am Fenster liegen, Und fragte mich mit heimlichem Vergnügen: „Ich hoffe doch ich werd ihm 1.2.3?“

Mein schöner Hut, mein Kleid, mein Shawl war neu; Bewundrung sprach aus allen feinen Zügen — Sinauf nur sah ich, wo die Wolken flogen — Und ach! auf einmal war ich 1.2.3.

Da sah ich lachend meinen Bruder stehen, Ich rief ihm eilig zu: „Ich bitte, Lieber, Lauf ungesäumt zu Deinem Freund hinüber, Erforsche, ob auch er mich hat gesehen, Und ob er immer noch am Fenster sei; Mach schnell, und thu mir doch den 1.2.3!“

[3027] Friederike Wald.

Rebus.



Zur Mode von heute.



Lieber Mann, zu solchem Spitzen-Mantelet, wie jene Dame es trägt, könntest Du mir verhelfen. Den Sammet zum Fond bestze ich schon — Du brauchst mir also nur noch die Spitzen zu kaufen.

Räffelsprung-Aufgabe

Table with 8 columns and 8 rows of words for a word puzzle. Columns: fer, ten; und, zwei, schen, von, gen, giebt. Rows: frei, Bor, Men, Wird, wir, und, Dir, Dir; schrei, Gro, durch, sen: —, ben, Was, heit, rin; te, ten; Was, das, Sturm, Bleib, ge, ge; ben, ger, fass, Doch, übt, ge, fen, Weis; zum, Ziel, —, Le, als, ge, und, Du, und; Sie, sen!, sich', dem, stets, Noth, die, Müß; ren, Bis, als, las, kern, Tod, Drang, Wirt

Correspondenz.

Art. A. v. M-m auf S. in Sch. Wollen Sie dem von Ihnen genannten Gegenstand den Schmutz einer Etiderei angeheben lassen, so ist davon nicht wohl abzurathen, da hier allein der Geschmack zu entscheiden hat. Jedemfalls würde ein solches Kiefernwert Zeugnis Ihres Fleißes sein. Da Sie ein Wappen führen, ist es natürlich, daß Sie dieses statt einer Namensschiffre in den Siegelring grabiren lassen. Art. S. J-th in Th-hausen. Fletborten in der gemünzten Breite enthalten die Nummern 16 und 40 vorigen Jahrgangs des Bazar. In Nr. 28 desselben Jahrgangs finden Sie gleichfalls ein sehr brillantes für Ihren Zweck taugliches Muster. Eine Borte in schrägem Filet brachte Nr. 32 dieses Jahrgangs. Die Namensschiffre werden Sie so bald als möglich erhalten. Art. A. v. M-rff in W. bei G-w. Das Supplement der Nr. 34 bringt ein Häubchen in der Form, wie Sie es wünschen, doch in der Art der Etiderei etwas abweichend von dem, das Sie zu finden sich vorgenommen. Wir wünschen um so mehr, das in der genannten Nr. erschienene Haubchensmodell möge Ihnen zusagen, da wir nicht daran denken dürfen, demselben Gegenstande sobald wieder eine Stelle einzuräumen. Art. Clara S. in B. Wir werden Ihr „Eingefandtes“ wahrscheinlich benutzen, doch ob so bald, ist sehr die Frage. Art. G. A. in W. Der von Ihnen besprochene Gegenstand ist leider nicht mehr in unsern Händen. Art. N. S. in B. Ihre Verse haben größtentheils einen guten Klang, doch dieser Vorzug allein berechtigt uns noch nicht zu deren Aufnahme. Versprechen können wir Ihnen also dieselbe nicht. Art. Th. L. Mit einer kleinen Aenderung werden wir das Eingefandte benutzen. Art. N. F. in Sch-s. Wir können leider von Ihrer Zusendung keinen Gebrauch machen. Art. A. D. in R. Sobald als möglich werden wir Ihre Wünsche berücksichtigen.

Art. C. S. in U. Glacehandschuhe lassen sich sehr leicht auf folgende Art reinigen: Man löst etwas venetianische Seife in lauwarmen Milch auf, rührt beides gehörig durcheinander, und bestreicht vermittelst eines reinen wollenen Fleddchens die auf einem reinen Handtuch ausgebreiteten Handschuhe. Nachdem man durch sorgfältiges Waschen auf die angebeuterte Weise den Schmutz entfernt, läßt man die Handschuhe langsam trocknen, und reibt sie dann ab, um die Reste des Seifenschlums zu beseitigen; die Glätte stellt man durch Abreiben mit pulverisirtem Talkstein wieder her. Stiefeln von lackirtem Leder reinigt man durch Abreiben mit Del.

Art. M. S. in W-n. So unangenehm, ja schmerzlich es sein muß, jede unterhaltende Beschäftigung zu meiden, so können wir Ihnen doch nicht anders rathen, als Ihre Zuflucht zu den freilich weniger befriedigenden Arbeiten zu nehmen, wobei Sie der Unterstützung der Augen nicht bedürfen. Art. G. P-st in S-e. Da der „Bazar“ kein Blatt für musikalische Kritik ist, so können wir Ihren Tansen, besonders da sie unedirt sind, keine Besprechung widmen. Wünschen Sie die Rückendung des Manuscripts, so soll sie erfolgen.

Art. Bar. v. F. in G. Die broches friseltes, nach denen Sie mit so gespannter Erwartung sich erkundigen, verdienen allerdings die Beachtung, die Sie ihnen zollen. Gedulden Sie sich noch eine kurze Zeit, und Ihre sehr begreifliche Neugierde soll gestillt werden. Schon lange sind die broches friseltes in unsern Händen, und nur den Schwierigkeiten, welche sich der Abbildung derselben in mancher Beziehung entgegenstellten, ist ihr verzögertes Erscheinen zuzuschreiben. Jetzt können wir Ihnen mit Bestimmtheit versprechen, daß eine der nächsten Nummern Abbildung und Anwendungsweise dieser wahrhaft praktischen Haarnadeln bringen soll, mit deren Hilfe Sie Ihre Locken dreist den feuchten Herbstnebeln, oder den Strapazen einer Ballnacht aussetzen können, ohne ihre Wellen sich lösen zu sehen.

Art. Baronin v. W. in D. Die Spitzen sind jetzt in so hohem Maß zur Eleganz gehörig, daß in dieser Beziehung kaum von Ueberladung die Rede sein kann. Man trägt zu eleganter Toilette seidene Kleider buchstäblich mit Spitzenvolants bedeckt, ja man befestigt mit Spitzenvolants und Cashmirmantillen mit Spitzenvolants von so bedeutender Breite, daß die Spitzen einen Hauptbestandtheil derselben bilden. Auch hier erlaubt die Mode die grellen Contraste. So gehört z. B. eine weiße Cashmirmantille, mit einem schwarzen Spitzenvolant in der Breite von „Ellen befestigt, zu den distinguirtesten Umhüllungen. Schwarze Spitzenmäntler und Mantillen mit farbig seidenem Futter sind gleichfalls sehr modern.

Am meisten zu derartigen Verzierungen geeignet sind die Guipurespitzen, welche mit Eleganz der Muster Haltbarkeit und Gediegenheit vereinen. Art. N. B. in G. Sie werden Schiffre und Namen erhalten. Art. L. J. in W-g. Nr. 32 brachte bereits das von Ihnen Gewünschte, so weit wir überhaupt es zu gewähren vermögen.